M 3529 E
Nr. 3/März 1982
4,– DM
Österreich 32 öS
Schweiz 4,– sfr
Frankreich 12 FF
Luxemburg 75 lfr
Italien 2800 L
Spanien 200 Ptas
Erstverkaufstag:
26. 2. 82

PAN

Unsere herrliche Welt

Afrika
Die goldenen Weisheiten der Asante

Trier
Kaiserstadt an der Mosel

Francisco de Goya
Der Abgründige aus Aragonien

150. Todestag
Johann Wolfgang von Goethe

Indien
Die himmlischen Wagen von Mamallapuram

Ausstellung
Keramik von Emile Gallé

Liebe PAN-Leser

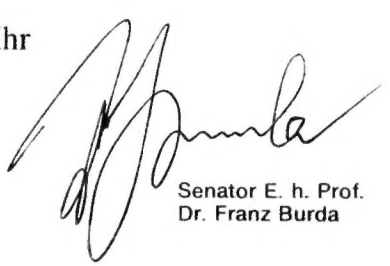
Zum Titelbild:
Der Sonnenschirm, 1777. Öl, 104 x 152 cm. Madrid, Prado. Ein Entwurf für die Königliche Gobelinmanufaktur. Erstmals wählte Goya die farbenfrohen Majas und Majos als Motiv, die interessantesten Typen der damaligen Madrider Gesellschaft

Links:
Die Schaukel, 1779. Öl, 260 x 165 cm. Madrid, Prado. Mit solchen Bildern von heiterer Rokoko-Lebensart wurde Goya bei Hofe bekannt und beliebt. Und wohlhabend machten sie ihn überdies auch

„Goethe ist der Dichter, den jeder kennt und keiner liest", sagte einer meiner jüngeren Mitarbeiter neulich in der Konferenz. Ich habe mich daraufhin etwas umgehört und festgestellt, daß er nicht so ganz unrecht hat. In den Lehrplänen der Schule steht Goethe zwar noch zur Auswahl; aber mir scheint, sogar viele Lehrer scheuen die Begegnung mit dem genialen Großen und bevorzugen moderne Literatur. Das war zu meiner Schulzeit anders. Wir lasen die Klassiker nicht nur, wir lernten sie auswendig. Noch heute kann ich beispielsweise aus dem „Faust" seitenlang rezitieren, und Schillers „Glocke" ist mir im Gedächtnis, als hätte ich sie mir erst gestern eingeprägt. Nun, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen – ich plädiere hier keineswegs für die Paukmethoden früherer Zeiten. Aber sollten wir unsere Klassiker nicht doch wieder mehr lesen? Vor Jahren erlebte ich in Moskau zu meiner Überraschung, daß die Werke der großen deutschen Dichter dort als Lektüre sehr gefragt sind. Einer meiner Reporter kehrte vor ein paar Wochen aus der DDR zurück und berichtete von ähnlichen Erfahrungen. Oft hört man hierzulande, vor allem von jungen Menschen, sie zögen moderne Schriftsteller vor; modern, das soll heißen zeitgemäß. Nun zeichnet sich wahrhaft große Dichtung unter anderem dadurch aus, daß sie eigentlich nie veraltet; der Stil vielleicht, der Inhalt nicht. Um auf „Faust" zurückzukommen: Dieses Drama des strebenden, irrenden Menschen ereignet sich Tag für Tag aufs neue. Und ich kenne kein anderes Werk, aus dem man so viel über den Menschen, über sich selbst und die Welt lernen kann. Es hat schon seinen Grund, daß so viele Zeilen aus diesem Stück zu Sprichwörtern, zu Volksweisheiten geworden sind. Vor 150 Jahren, am 22. März 1832, ist Goethe in Weimar gestorben. Das Datum wird Anlaß für viele Reden und Artikel sein. Auch PAN widmet dem „Olympier" einen Bericht – über sein Leben, aus dem das Werk verständlich wird. Im Sinne des klugen Satzes, den er Mephisto sagen läßt: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie / Und grün des Lebens goldner Baum." Und sollte PAN Sie damit anregen, zu einem der großen Dramen oder zu den Gedichten Goethes zu greifen, dann wäre der Zweck unseres Beitrags erreicht. Es würde mich sehr freuen.

In diesem Sinne

Ihr



Senator E. h. Prof.
Dr. Franz Burda

Spaziergang in Andalusien, *1777. Öl, 275 x 190 cm. Madrid, Prado. Entwurf für einen Wandteppich, der den Speisesaal des Prinzen und der Prinzessin von Asturien schmücken sollte. Thema: Majos und Majas*

Er war fast fünfzig Jahre alt, als Krankheit und Erkenntnis sein Leben veränderten und aus dem leichtlebigen Rokokomaler der große Goya wurde

Der Abgründige aus Aragonien

Im Anfang war der Ehrgeiz. Der Ehrgeiz, Anerkennung zu gewinnen, Ruhm zu ernten, in der Gesellschaft jener zu sein, die das Schicksal des Landes und seiner Menschen bestimmten. Als die königliche Familie 1779 geruhte, ihn zu empfangen, schrieb der 33jährige an seinen Freund Martin Zapater: „Es war mir verstattet, ihnen vier Bilder zu zeigen, und ich küßte ihnen die Hände und war noch nie in meinem Leben so glücklich."

Und 1786, zum „Maler des Königs" ernannt, brüstete er sich: „Ich führe jetzt ein sehr angenehmes Leben. Ich sitze nicht mehr in Vorzimmern herum; wer etwas von mir will, sucht mich auf, und das macht mich nur um so begehrter. Wenn es sich nicht um sehr hochstehende Persönlichkeiten oder Leute handelt, die mir durch Freunde empfohlen wurden, arbeite ich für niemanden."

Er hatte das höchste Ziel aller durchschnittlichen Emporkömmlinge erreicht. Doch in dieser verführerischsten Zeit seines Lebens erwies sich, daß er eben nicht Durchschnitt war; daß unter dem primitiven Ehrgeiz, oben zu sein, wo immer das sein mag, daß unter diesem Ehrgeiz noch ein ungleich stärkerer, tieferer Trieb wirkte: die Wahrheit hinter den Gesichtern, hinter den Fassaden der Seele aufzuspüren, die Abgründe des Menschen auszuloten. Und zu malen.

So wird die Lebensgeschichte eines handwerklich exzellenten, aber bis dahin eher oberflächlichen Malers mit einemmal zur Geschichte eines Wahrheitssuchers, der malend entlarvte. Wobei er mit einem Phänomen Bekanntschaft machte, das heutzutage beispielsweise Kabarettisten immer wieder verblüfft: Die Entlarvten spenden oftmals den heftigsten Beifall.

Francisco José de Goya y Lucientes: So sah er sich selbst mit etwa siebzig Jahren. Ein Mann, dem nichts Menschliches fremd ist, der in die Tiefen der menschlichen Seele geschaut hat. Dieses Selbstbildnis, 46 x 35 cm groß, hängt im Prado-Museum, Madrid

Viele seiner Porträts zeigen mit schockierender Offenheit den Charakter des Abgebildeten, und man kann sich kaum vorstellen, daß alle Porträtierten über dieses Spiegelbild des Abgründigen glücklich waren. Allerdings wandte Goya einen Trick an: Er pflegte Kleidung und Schmuck so sorgsam und prächtig wiederzugeben, daß zumindest der unkritische Betrachter dadurch vom Gesicht abgelenkt wurde; eine künstlerische Verwertung der Volksweisheit „Kleider machen Leute".

Als er dann die achtzig Radierungen geschaffen hatte, die als „Los Caprichos" herauskamen und mit ätzender Schärfe Laster, Begierden, Erbärmlichkeiten und Dummheiten anprangerten, beeilte er sich zu versichern, daß Ähnlichkeiten mit wirklichen Personen natürlich gänzlich unbeabsichtigt seien: „Die Malerei wählt aus dem Allgemeinen aus, was sie für ihre Zwecke für geeignet hält; in einer einzigen fantastischen Figur fügt sie Umstände und Merkmale, die die Natur auf viele verteilt hat, von neuem zusammen." Mit der Absicht, Torheiten und Fehler, Vorurteile

Fortsetzung auf Seite 15

Tanz am Ufer des Manzanares, *1776/77. Öl, 272 x 295 cm. Madrid, Prado. Die Majas und Majos stammten aus der ärmsten Bevölkerungsschicht. Sie liebten Tanz und Musik und lebten gegen die herrschende Moral – was sie für Adel und Bürger höchst attraktiv machte*

Majas und Majos wurden nicht nur gemalt – ihr Leben war auch Thema vieler Theaterstücke

Gitarrespielender Majo, *1780. Öl, 135 x 110 cm. Madrid, Prado. Sein Leben lang fühlte der Maler sich diesen farbigen Charakteren verbunden. Vermutlich ist er selbst als Majo durch die Stadt stolziert*

Der Stierkampf, *1780. Öl, 259 x 136 cm. Madrid, Prado. Mit einem Stier zu kämpfen, war in Spanien jahrhundertelang eine Mutprobe für Adlige, bis König Philipp V. (1701–46) solche Duelle untersagte. Nach 1815 schuf Goya 44 Radierungen zu diesem Thema, in seinen letzten Jahren noch einige Gemälde*

Das Irrenhaus, *um 1800. Öl, 43,8 x 31,7 cm. Dallas, Museum Meadows. „Beim Eintritt hier laßt alle Hoffnung fahren" – an diesen berühmten Vers aus Dantes „Inferno" fühlt man sich von diesem Bild erinnert. Goya, durch eine rätselhafte Krankheit 1793/94 an den Rand des Wahnsinns gebracht, hat wohl versucht, sich malend von den quälenden Gedanken zu befreien. Ein meisterliches, zugleich entsetzliches Bild*

Goya war vom Stierkampf fasziniert – angeblich hat er sich selbst als Torero versucht

Wer das Modell für dieses Gemälde war – das nahm der Maler als Geheimnis mit ins Grab

Die nackte Maja, *um 1800. Öl, 97 x 190 cm. Madrid, Prado. Dieses Bild und das Gegenstück, „Die bekleidete Maja", sind die bekanntesten Werke des Spaniers; vermutlich im Auftrag des Premierministers Godoy geschaffen. War die Herzogin von Alba das Modell? Oder gab Goya der Nackten ihre Züge, um die Herzogin bloßzustellen, die ihn verstoßen hatte? Er hat es nie verraten. Die Inquisition bezeichnete die Bilder übrigens als „obszön"; 1815 mußte er sich dafür verantworten*

Die Majas auf dem Balkon, *1808–12. Öl, 192 x 124 cm. New York, Metropolitan Museum. Wie ihre männlichen Begleiter, genossen diese Mädchen einen etwas zweifelhaften Ruf – Goya hat sie auch mit Kupplerin dargestellt. Die Natürlichkeit und Lebenslust der Majas reizte ihn immer wieder, die Schönen zu porträtieren*

Der Spaziergang, *1808–12. Öl, 181 x 122 cm. Lille, Musée des Beaux-Arts. Das Bild hat auch den Titel „Der Liebesbrief", den die Frau mit dem Sonnenschirm vielleicht eben übergeben hat. Ist sie eine Freundin? Eine Kupplerin? Daß Goya sie scheinbar unbeteiligt in den Schatten stellt, legt letzteren Schluß nahe*

Die Schöne und die Verführerin – Schatten und Licht mit tieferer Bedeutung

Der 3. Mai 1808 in Madrid: Die Erschießung der Aufständischen, *1814. Öl, 266 x 345 cm. Madrid, Prado. Napoleons Soldaten richten*

spanische Patrioten hin – Goyas dramatischstes Gemälde

Liebesaffäre oder ein Streit mit der Kirche?

Fortsetzung von Seite 5

und Lügen, wie sie in jeder Gesellschaft verbreitet sind, zum Nutzen und Frommen des Publikums bloßzustellen.

Sich selbst nahm er übrigens als Beispiel für das Gesamtthema: Das Blatt zeigt ihn schlafend an einem Tisch, umgeben und umflattert von allerlei grauslichen Wesen. Dazu schrieb er: „Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer." Symbolblatt der Erkenntnis, daß der Mensch dunklen, zerstörerischen Mächten ausgeliefert, vielleicht selbst zum Ungeheuer wird, wenn die Vernunft schläft.

Daß ihr Sohn nicht nur künstlerische, sondern auch philosophische Höhen erklimmen würde, haben der Vergolder José Goya und seine Frau Doña Gracia Lucientes sicherlich nicht gedacht, als Francisco am 30. März 1746 zur Welt kam. Sie lebten damals in Fuendetodos, einem Dorf mit etwa hundert Einwohnern, südlich von Saragossa in der Provinz Aragonien gelegen. Später zogen sie in die Provinzhauptstadt, Francisco ging dort mit seinen beiden älteren Brüdern Camillo und Tomas zur Schule, wo er notdürftig Lesen und Schreiben lernte.

Vermutlich angeregt durch den Beruf des Vaters, „studierte" Francisco nach Abschluß der Schulzeit bei dem Maler José Luzán. Das Studium bestand im wesentlichen im Kopieren von Radierungen und Stichen. Immerhin, selbst das machte ihm offenbar Spaß; zumal er bald erkannte, daß auch Leute von geringster Abstammung als Künstler Aufstiegschancen hatten, die sich keinem anderen boten. Besonders, wenn neben dem handwerklichen Können das Selbstbewußtsein nicht fehlte.

Daran scheint es Francisco Goya in jungen Jahren nicht gemangelt zu haben; von Zeitgenossen wurde er als mutig und unbekümmert charakterisiert. Für diese Eigenschaften spricht auch, daß er mit 17 Jahren allein nach Madrid zog. Allerdings sind die Hintergründe bis heute nicht geklärt, es wurde von einer Liebesaffäre gemunkelt, von Streit mit der allmächtigen Kirche. Wie auch immer – Goya kam in die Hauptstadt

Fortsetzung auf Seite 19

Die Schmiede, *1817. Öl, 182 x 126 cm. New York, Frick Collection. Eine Studie menschlicher Kraft und Bewegung. Goya wählte das Motiv eigentlich, um einmal etwas anderes zu malen als Porträts von Auftraggebern*

Der Koloß *(Die Panik), 1808–12. Öl, 116 x 105 cm, Madrid, Prado. Ein Sinnbild des grausigen Krieges, der Spanien heimgesucht hat. Menschen und Tiere flüchten in panischer Angst, stur an seinem Platz bleibt nur ein Esel – Goyas Symbol für Dummheit*

Die Schrecken des Krieges erschütterten Goyas Glauben an die menschliche Vernunft

Fantastische Landschaft (Stadt auf einem Felsen), *nach 1815. Öl, 84 x 104 cm. New York, Metropolitan Museum. Mehrere solcher*

rätselhaften Fantasiebilder finden sich in Goyas Alterswerk

Karriere durch Hochzeit, kühl kalkuliert

Fortsetzung von Seite 15

und bewarb sich sogleich um ein Stipendium an der Königlichen Akademie der schönen Künste.

Er bekam nicht eine einzige Stimme der Jury. Das gleiche widerfuhr ihm zwei Jahre später, 1766. Die meisten würden nach solchem Mißerfolg wohl aufgeben. Der Junge aus Aragonien gab nicht auf. Freilich, was an den Berichten über die folgenden Jahre Dichtung, was Wahrheit ist, läßt sich schwerlich feststellen.

Goya selbst hat sich später als Schüler von Francisco Bayeu (1734–95) bezeichnet, dem Hofmaler und Mitglied der Akademie; zumindest lernte er in dieser Zeit dessen jüngere Schwester Josefa so gut kennen, daß er sie 1773 heiratete. Neben der Liebe dürfte die kühle Kalkulation eine Rolle gespielt haben, daß er als Schwager des hochgeachteten Bayeu leichter und sicherer Karriere machen konnte. Eine Rechnung, die aufgehen sollte.

Vorher allerdings begab der 23jährige Spanier sich auf den Weg nach Italien, wobei er seinen Lebensunterhalt gelegentlich als Stierkämpfer verdient haben soll. Wenn's nicht stimmt, ist es hübsch erfunden.

1771 nahm er mit dem Gemälde „Hannibals Alpenüberquerung" an einem Wettbewerb der Akademie von Parma teil – wiederum ohne Erfolg. Es half ihm auch nichts, daß er sich als „Römer, Schüler von Francisco Bayeu, Kammermaler seiner Katholischen Majestät" vorgestellt hatte.

Der Aufenthalt in Italien, die Begegnung mit der Kunst der Antike und Renaissance scheinen ihn nicht sonderlich beeindruckt zu haben; das alles entsprach nicht dem Wesen dieses Spaniers, der in reiferen Jahren nach eigener Aussage nur drei Lehrmeister anerkannte: „Rembrandt, Velazquez und die Natur" – ein großes Wort.

1771 kehrte er nach Saragossa zurück und erhielt dort zum erstenmal einen Auftrag: ein Gewölbe in der Basilika del Pilar auszumalen. Der 26jährige erledigte ihn zur höchsten Zufriedenheit der Auftraggeber, nämlich schnell, gut und billig. Das brachte ihm weitere Arbeiten und

Bitte umblättern

Nachts steckte Goya Kerzen auf seinen Hut

Karl IV. mit seiner Familie, *1800. Öl, 280 x 336 cm. Madrid. Prado*
Mit diesen realistischen, ungeschönten Porträts wagte Goya viel: Er gab nicht nur Figuren wieder, er entlarvte Charaktere

„Auf die Zweige zu gehen, das heißt, Unsinn reden": Unter dem Titel „Disparates" wurden 36 Jahre nach Goyas Tod Radierungen veröffentlicht, die menschliche Torheiten anprangern

Fortsetzung von Seite 19

machte seinen Namen bekannt; bald verdiente er mehr als alle anderen Maler Saragossas. Genug auch, um die Familie Bayeu um Josefas Hand zu bitten. Sie heirateten am 25. Juli 1773.

Ein Jahr später rief Francisco Bayeu seinen jungen Schwager nach Madrid: er sollte Entwürfe für die Königliche Teppichmanufaktur von Santa Barbara liefern. Der Anfang war gemacht.

Im Laufe der Zeit schuf Goya mehr als sechzig Motive, durchweg verspielte, heitere Themen im Rokokostil, wie der Hof und der herrschende Adel sie liebten. Für den Speisesaal des Prinzen von Asturien wählte er unter anderem „Majas" und „Majos", jene Typen aus den Elendsvierteln von Madrid, die, salopp und farbenfroh gekleidet, herausfordernd über die Prachtstraße stolzierten, eine Art Rocker des Rokoko; die Männer mit einem Klappmesser in der Hüftschärpe, die Mädchen mit einem Dolch im Strumpfband.

Moral jedweder Art spielte in ihrem Leben keine bedeutende Rolle, wenn man den Chronisten glauben darf, und das machte sie für Adel und Bürgertum höchst attraktiv. Eine Liebschaft mit einer Maja beziehungsweise einem Majo wurde als besonders aufregend und „schick" empfunden; und den Malern waren sie ein ebenso willkommenes Motiv wie den Theaterschreibern.

Goyas Beziehung zu dieser Schicht war sehr eng, es mag wohl stimmen, daß er selbst eine Zeitlang als Majo herumgelaufen ist. Damals empfand er schon, was er später erkannte: In diesen Kreisen begegnete er der unverhüllten Wirklichkeit des Daseins. Wenngleich ihn wohl vornehmlich die pure Lust am bunten Leben bewegte, wie seine Bilder aus jenen Jahren zeigen; zum Beispiel der „Tanz am Ufer des Manzanares".

Das Leben ein Spiel – noch fühlte und malte er so. Doch darüber vergaß er sein Ziel nicht. Selbst geniale Begabung aber muß sich offenbar gelegentlich beschämender Methoden bedienen, muß sich erniedrigen, dem Geschmack der Mächtigen anpassen, um sich auf diesem Umweg endlich durchzusetzen. Zumindest dann, wenn der Künstler Wert darauf legt, daß ihm noch zu Lebzeiten Anerkennung zuteil wird.

Nur so ist es wohl zu erklären, daß Goya 1780 einen „Christus am Kreuz" malte und sich mit dem 255 x 153 cm großen Ölgemälde um Aufnahme in die Königliche Akademie bewarb. Was war daran beschämend? Nun, Goya kopierte eine Studie seines hochangesehenen Schwagers Francisco Bayeu; der aber hatte seinerseits ebenfalls schon kopiert, nämlich den deutsch-böhmischen Maler Anton Raphael Mengs (1728–79), der lange Jahre Leiter der Akademie gewesen war und als einer der berühmtesten Künstler der Zeit verehrt wurde. Der Erfolg gab Goya recht: Im Mai 1780 nahm die Akademie ihn als Mitglied auf.

1783 erhielt er den Auftrag, den Premierminister Graf Floridablanca zu porträtieren. Der Graf verstand es zwar, sich um das Honorar zu drükken, doch empfahl er den Künstler weiter, an Don Luis de Borbon, den jüngsten Bruder des Königs. Der ließ sich nicht nur samt Familie konterfeien, er widmete sich dem von ihm eingeladenen Meister so eingehend, daß der in einem Brief beeindruckt vermerkte: „Ich bin einen Monat lang ständig mit den Señores zusam-

men gewesen, und sie sind wahre Engel."
Nun schien der Aufstieg unaufhaltsam. Der Adel drängte sich, von Goya gemalt zu werden. Vor allem der Herzog und die Herzogin von Osuna erwiesen sich als Gönner, die der Karriere des Künstlers sehr förderlich waren. 1786 bekam er den Titel „Maler des Königs", 1789 wurde er zum Hofmaler bestellt.
Obwohl er ungeheuer schnell und im allgemeinen ohne Vorstudie malte, hatte er Mühe, alle Aufträge zu erfüllen. Um auch die Nachtstunden noch ausnützen zu können, besteckte er seinen Hut mit Kerzen – wie knapp hundert Jahre später van Gogh.
Bei alledem fand er immer noch Gelegenheit, das Leben zu genießen. Er war einer jener Handvoll Begüterter, die in Madrid einen Einspänner fuhren, den Sportwagen jener Zeit. Zu einer Kutsche entschloß der Vierzigjährige mit der Neigung zum Playboyleben sich erst nach einem schweren Unfall.
Reich, umschwärmt, angesehen, einflußreich war er jetzt. Der Junge aus der Provinz hatte alles erreicht, was er erreichen konnte. Doch nun, da alles Äußere und auch das Äußerliche gefestigt waren, begann er sich innerlich zu wandeln. Schon 1787 hatte er seinem Freund Martin Zapater in Saragossa bekannt: „Ich werde alt. Mein Gesicht hat so viele Runzeln, Du würdest mich nicht wiedererkennen . . . Ich spüre meine einundvierzig Jahre sehr."
Krise in der Mitte des Lebens. Was bleibt von deiner Kunst, Francisco? Was sieht der, der durch deine Bilder schaut, hinter die prächtigen Farben, hinter die eleganten Formen? Nichts? Du hast den schönen Schein des Lebens festgehalten, Francisco. Aber die Wahrheit hinter den Fassaden, hinter den Gesichtern . . . Noch beschäftigten ihn die Fragen nur. Später sollten sie ihn bedrängen.
Da waren auch die revolutionären Ideen, die aus Frankreich herüberdrangen. Wieso gab es Herrscher und Beherrschte? Waren nicht alle Menschen gleich? Was unterschied denn König Karl IV. von den Stallknechten, mit denen er so gern Ringkämpfe austrug? Was war denn Besonderes an diesem Karl und seiner Familie, daß sie über Tod und Leben aller Spanier bestimmen durften?
Und Goya begann anders zu malen. Ihm genügte es nicht mehr, Gesichter, Figuren, Szenen zu zeigen. Er begann, die Wirklichkeit hinter den Erscheinungen zu suchen. Er malte Charaktere.
1792/93 erkrankte der Maler während einer Reise in Andalusien schwer. Etwa ein Jahr lang war er fast gänzlich gelähmt und taub. Goya hielt dies alles für die Folgen eines Schlaganfalls, doch handelte es sich vermutlich um eine schwere Infektion. Die Lähmung verschwand, die Taubheit nicht. Noch 35 Jahre sollte er damit leben müssen. Diese Krankheit war es, die aus Goya endgültig einen anderen Menschen und einen anderen Künstler machte.
1795 bezog die Herzogin von Alba ihren neuen Palast in Madrid. Eine schöne, lebens- und liebeslustige Frau. Auch Goya geriet in ihren Bann. Als der Herzog von Alba 1796 gestorben war, verbrachten der Maler und die extravagante Adlige einige Monate auf deren Landsitz. Goya mag sie geliebt haben; er aber war für sie zweifellos nur eines von vielen Abenteuern. Wie sehr er darunter gelitten hat, lassen die Caprichos erkennen, die 80 Radierungen, die er 1799 herausgab: Etliche der Frauen, die er als Beispiel für Verderbtheit und Falschheit anprangert, ähneln der Herzogin sehr.

Der Künstler als Kriegsberichterstatter

Ähnlichkeiten mit ihr zeigen auch die Züge der Bekleideten und der Nackten Maja, der bekanntesten Gemälde Goyas. Er schuf sie 1800 im Auftrag des Premierministers Godoy. Der Maler verriet nie, wer das Modell gewesen war. Vielleicht genoß er die Spekulationen des Publikums, das die Herzogin in dem aufregenden, skandalösen Akt zu erkennen glaubte. Rache eines verschmähten Liebhabers? Im Jahre 1800 malte er auch die Familie Karls IV., der ihn 1799 zum „Ersten Maler des Königs" ernannt hatte. Das Gemälde wurde ein entlarvendes Meisterwerk.
Gesichter ohne Geist und voller Anmaßung, gewöhnlich in jeder Bedeutung des Wortes. Ein Dutzend großartiger Porträts auf einer Leinwand, alle hervorragend getroffen.
In den folgenden Jahren schuf Goya noch viele solcher Persönlichkeitsbilder, in denen er die Abgründe der menschlichen Seele sichtbar machte. Und dann kam der Krieg von 1808 mit Frankreich und der Volksaufstand gegen die französische Zwangsherrschaft.
Was der Künstler in dieser Zeit miterlebte, hat er in einigen großen Gemälden und in einer Reihe von Radierungen mit dem Titel „Die Schrecken des Krieges" festgehalten. Dies war nicht mehr fantasiereiche Karikatur wie in den Caprichos, dies war härteste Wirklichkeit und Alptraum zugleich. Doch die Radierungen erschienen erst 35 Jahre nach seinem Tod; wohl auch darum, weil nach der Vertreibung Napoleons „der schlechteste König, den Spanien je hatte", den Thron bestieg: Ferdinand VII., Sohn Karls IV. Und dessen Familie trug eigentlich die Hauptschuld daran, daß es zu diesen grauenhaften Metzeleien gekommen war. Goya wäre Ferdinand nicht entkommen . . .
Der Maler, nunmehr ein Siebziger, zog sich zurück. Er vermochte die Eitelkeiten, die Dummheiten und Oberflächlichkeiten der Gesellschaft nicht mehr zu ertragen. In der Zurückgezogenheit widmete er sich, als Erster unter den Großen, der 1796 erfundenen Lithografie, dem Steindruck. Wiederum beschäftigte er sich dabei mit den „Disparates", den Torheiten und Absurditäten im menschlichen Leben. Und dann griff er noch einmal zu Pinsel und Palette und malte auf die Wände seines Hauses die „Schwarzen Bilder"; vierzehn Abbilder seines eigenen Seelenlebens. Sie wurden erst bekannt, als ihr Schöpfer schon fünfzig Jahre tot war.
Schließlich, 1824, fühlte er sich nicht mehr sicher in Spanien; von Ferdinand VII., der sich trotz der Ideen der Französischen Revolution nicht zum aufgeklärten Herrscher, sondern zum Tyrannen alten Stils entwickelte, erwartete er nichts Gutes. Goya gab vor, in Frankreich eine Kur machen zu wollen, und der Hof gewährte ihm Urlaub. Der Maler blieb in Bordeaux. Im folgenden Jahr kehrte er noch einmal nach Madrid zurück, um eine neue Erlaubnis für den Aufenthalt in Bordeaux zu erbitten. Die Bitte wurde erfüllt.
Anfang April 1828 erlitt er einen Schlaganfall. Halb gelähmt lag er knapp zwei Wochen. In der Nacht vom 15. auf den 16. April starb er im Schlaf. Der Wahrheitssucher hatte sein letztes Ziel erreicht.
Als Goya die Serie der schrecklichen Kriegsbilder schuf, fragte sein Diener ihn eines Tages: „Warum malt Ihr diese von Menschen begangenen Barbareien?" Und der Maler entgegnete: „Um den Menschen ein für allemal zu sagen, daß sie keine Barbaren sein sollen."
So hätte das Motto seines Lebens lauten können – nachdem er begonnen hatte, den Menschen in die Seele zu blicken.

Guglielmo Bernardi

Fotos: Holger Stamme (2), die übrigen Dias wurden uns freundlicherweise von den Museen zur Verfügung gestellt

Sie suchen für Ihre Geldanlage einen erfahrenen Partner. Sprechen Sie mit uns.

Das Wichtigste bei jeder Geldanlage ist die Beratung. Und die richtige Adresse dafür kann nur eine Bank sein, die in allen Fragen der Vermögensanlage kompetent ist. Bei in- und ausländischen Aktien ebenso wie bei allen übrigen Anlageformen.

Das setzt viel Wissen und eine große Erfahrung voraus, über die wir, die Deutsche Bank, verfügen. Als eines der führenden Emissionshäuser haben wir dieses Know-how genauso wie als Placeur bei Fremdwährungs-Anleihen. National wie international, da wir auf allen wichtigen Finanzplätzen der Welt zu Hause sind.

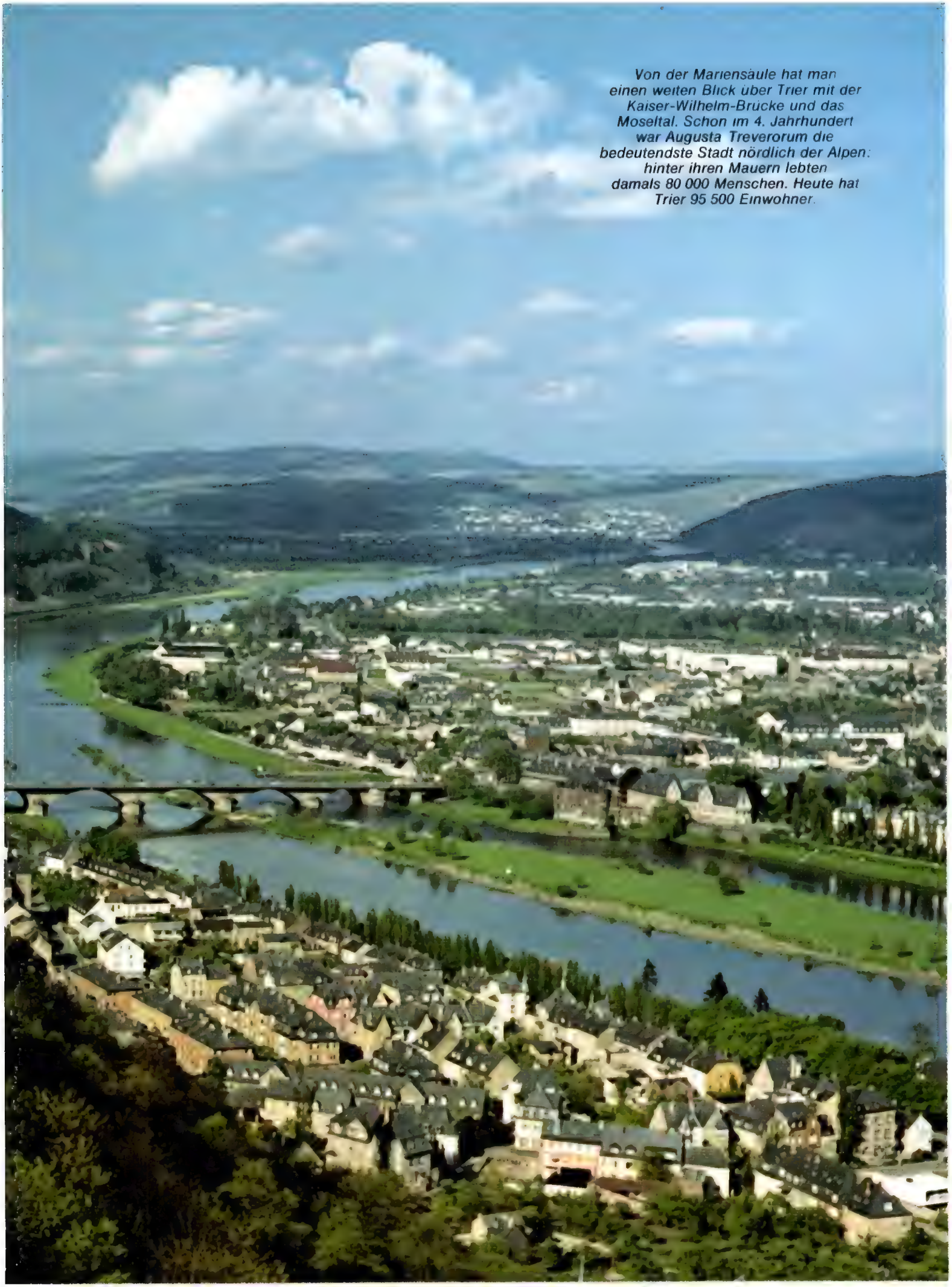
Nutzen Sie dieses Mehr an Wissen und Erfahrung für Ihre Geldanlage. Dafür steht Ihnen unsere individuelle Beratungskapazität und unsere breite Angebotspalette zur Verfügung.

Sprechen Sie mit uns. Denn unser Service ist es wert.

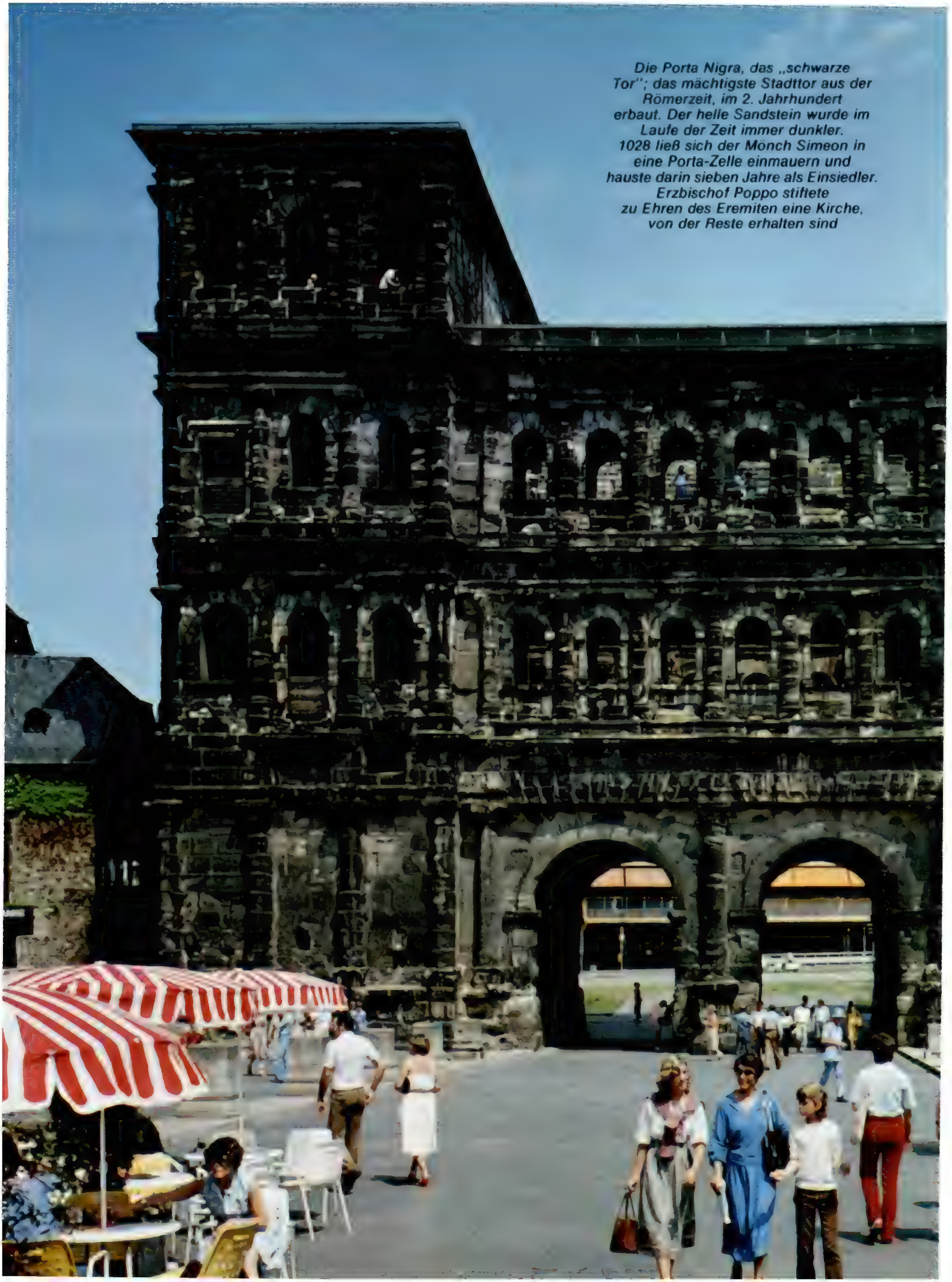
Deutsche Bank

Trier
Kaiserstadt an der Mosel

Sechzehn Jahre vor Christi Geburt gründete der römische Kaiser Augustus im Stammesgebiet der Treverer an der Mosel eine Stadt, die er Augusta Treverorum nannte. Schon bald aber trug sie den stolzen Beinamen „das zweite Rom“



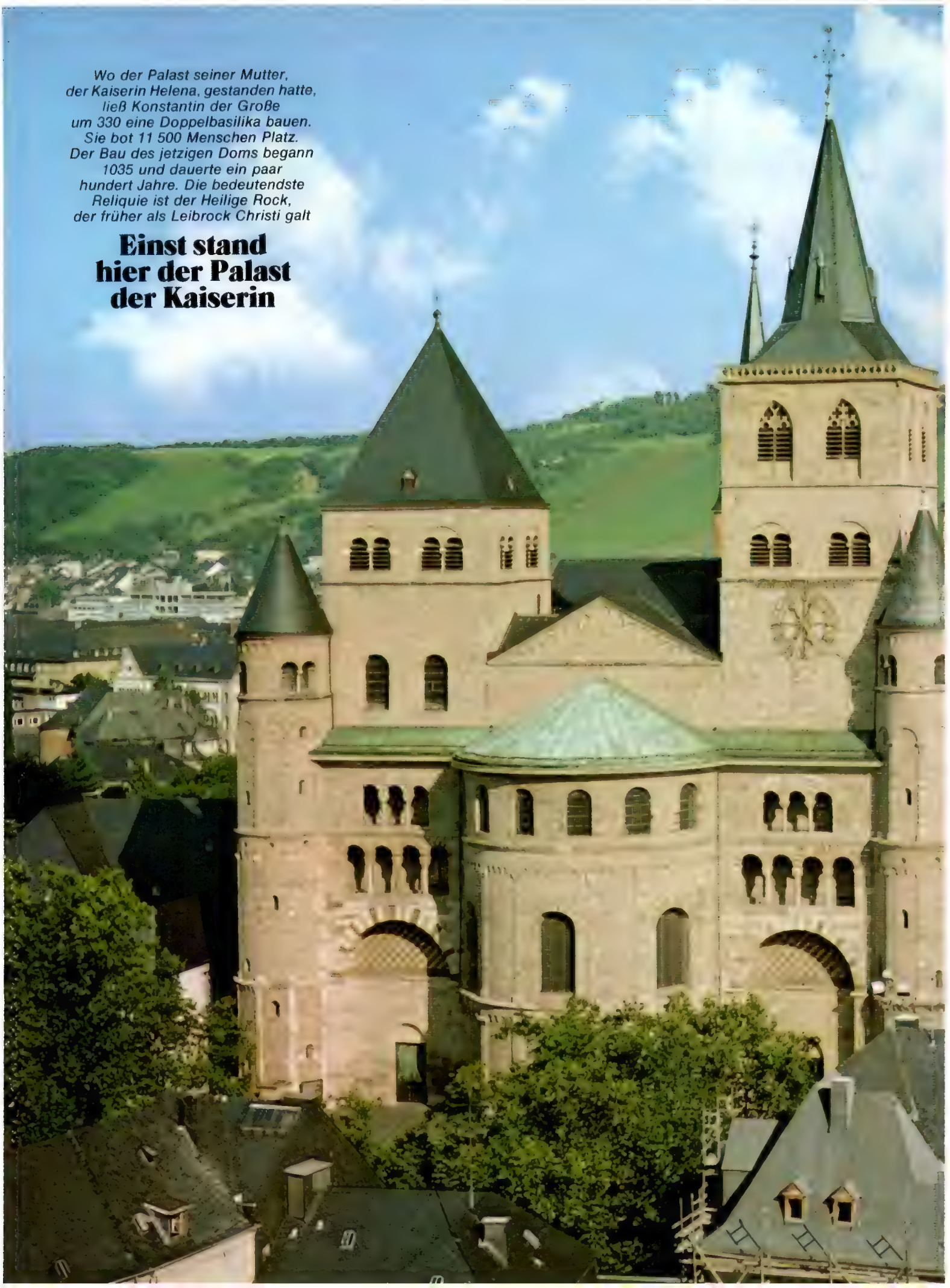
Von der Mariensäule hat man einen weiten Blick über Trier mit der Kaiser-Wilhelm-Brücke und das Moseltal. Schon im 4. Jahrhundert war Augusta Treverorum die bedeutendste Stadt nördlich der Alpen: hinter ihren Mauern lebten damals 80 000 Menschen. Heute hat Trier 95 500 Einwohner.



Die Porta Nigra, das „schwarze Tor"; das mächtigste Stadttor aus der Römerzeit, im 2. Jahrhundert erbaut. Der helle Sandstein wurde im Laufe der Zeit immer dunkler. 1028 ließ sich der Mönch Simeon in eine Porta-Zelle einmauern und hauste darin sieben Jahre als Einsiedler. Erzbischof Poppo stiftete zu Ehren des Eremiten eine Kirche, von der Reste erhalten sind

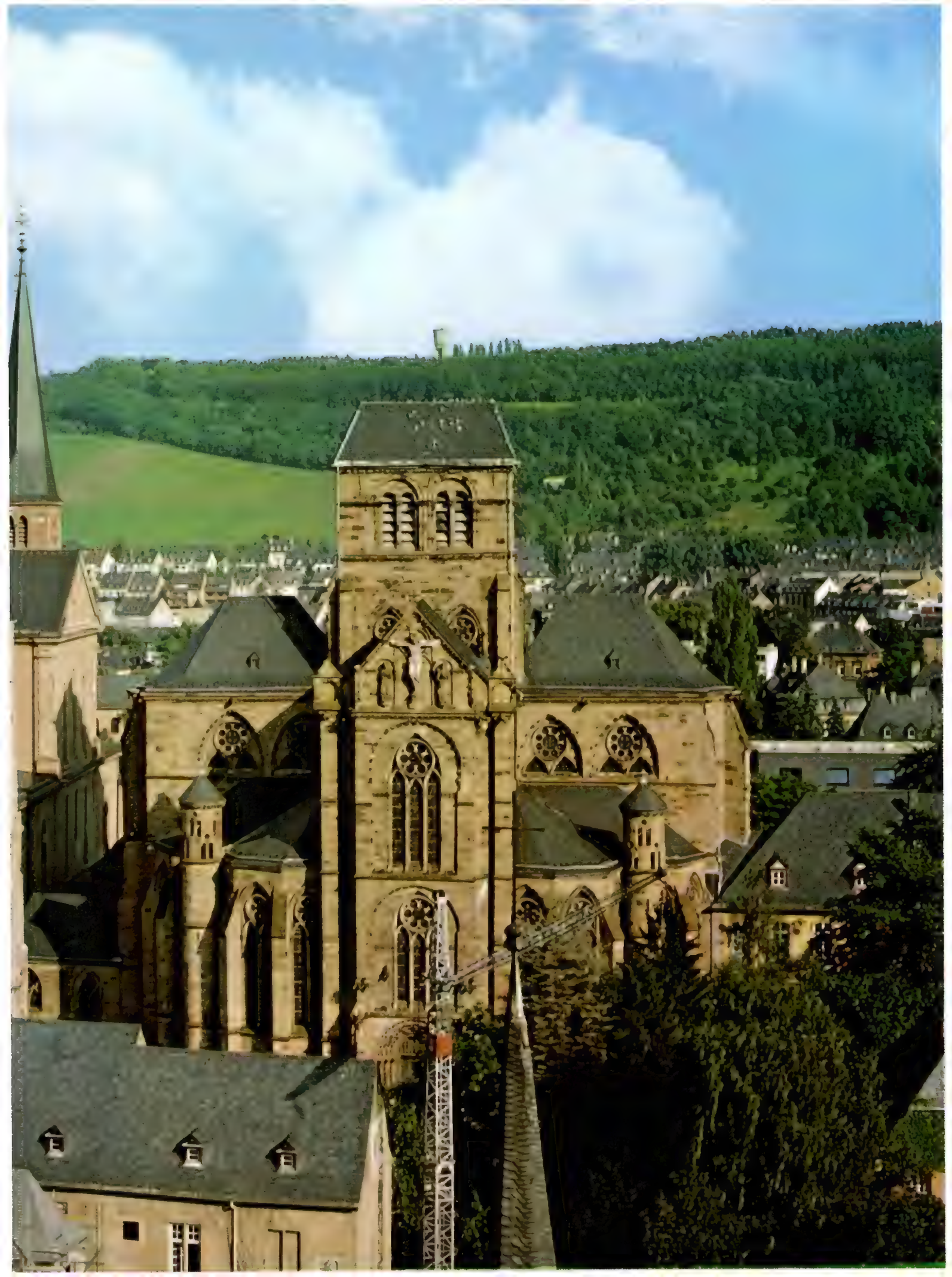
Von den sieben Pfeilern der Moselbrücke stammen noch fünf aus der Römerzeit, erbaut um 140 nach Christus. Die Brücke war aus Holz, die Steinwölbung stammt aus dem Mittelalter. Die Palastaula (g. o.), auch Basilika genannt, wurde um 310 von Kaiser Konstantin errichtet und enthielt einen prunkvollen Thronsaal. Auch die Kaiserthermen (o.) entstanden in jener Zeit, mit 250 Meter Länge und 145 Meter Breite eine der größten Badeanstalten des Reiches

Bauwerke aus der Zeit, als Trier das zweite Rom war



Wo der Palast seiner Mutter, der Kaiserin Helena, gestanden hatte, ließ Konstantin der Große um 330 eine Doppelbasilika bauen. Sie bot 11 500 Menschen Platz. Der Bau des jetzigen Doms begann 1035 und dauerte ein paar hundert Jahre. Die bedeutendste Reliquie ist der Heilige Rock, der früher als Leibrock Christi galt

Einst stand hier der Palast der Kaiserin



Barock erneuert wurde das Innere des Domes, nachdem er im Jahre 1717 durch einen Brand großen Schaden erlitten hatte. Der berühmte kurtrierische Baumeister Johann Georg Judas verwandelte die mittelalterliche Kirche in eine Querschiffbasilika, die Gewölbe wurden im Stil des 13. Jahrhunderts renoviert (rechts). Kunstvoll und kostbar ist auch die Ausgestaltung. Oben: Teil des Chorgitters; rechts Chorgestühl, links der Schonenburg-Altar

Romanik, Gotik, Barock – dieser Dom vereinigt Baustile von tausend Jahren

Mit dem Hauptmarkt – links die Kirche St. Gangolf, rechts das Ratsherrenhaus Steipe – schuf Erzbischof Heinrich I. (956–964) für die aufstrebende Zünftestadt einen wirtschaftlichen Mittelpunkt. – Im Haus oben wurde 1818 Karl Marx geboren, dessen Ideen die Welt verändern sollten

Die Villa, in der die Revolution zur Welt kam

Wenn im Sommer die Mosel Niedrigwasser führt, wühlen in dem trockenen Flußbett unter der Römerbrücke in Trier nicht nur Kinder im Sand. Auch Erwachsene betätigen sich dort mit Begeisterung, fühlen sie sich dabei doch als Amateur-Archäologen. Sie wandeln auf den Spuren der Vergangenheit, und unter dieser Moselbrücke stehen sie auf besonders geschichtsträchtigem Boden. Hatten doch vor nahezu 2000 Jahren die Römer immer wieder auf dieser Brücke gestanden und den erzürnten Flußgott zu besänftigen gesucht, indem sie ihm Opfer darbrachten und mit vollen Händen Geldstücke in die Fluten warfen. Und bis heute ist diese Fundgrube längst nicht ausgeschöpft. Eigentlich ist alles geschichtsträchtig in Trier, wohin man auch schaut. Es ist die älteste Stadt Deutschlands, wurde einst das „zweite Rom" genannt, war Kaisersitz mit prächtigen römischen Bauten; wurde zerstört, aufgebaut und wieder zerstört, und die Trierer waren reich und dann auch wieder bettelarm. Die Stadt kann auf eine wildbewegte 2000jährige Vergangenheit zurückblicken.

Schenkt man einer lateinischen Inschrift am „Roten Haus" am Marktplatz Glauben, dann ist Trier sogar noch um etwa 2050 Jahre älter. Dort steht nämlich eingemeißelt: „Eher als Rom stand Trier eintausenddreihundert Jahre". Nun, Rom wurde im Jahre 753 vor Christus gegründet. Die Inschrift ist auf eine Überlieferung zurückzuführen, nach der Trebeta, ein Sohn des Königs Ninus von Babylon und Stiefsohn von dessen Gattin Semiramis, die Stadt gegründet habe. Nach dem Tode ihres Gemahls soll Semiramis nicht nur in ihren „Hängenden Gärten" lustgewandelt sein, sie soll auch ihren Stiefsohn begehrt haben. Der allerdings floh vor diesem Begehren. Erst über die Meere und dann über hohe Gebirge und durch tiefe Wälder, bis er in das liebliche Moseltal kam, wo er sich niederließ.

Altertumsforscher betrachten diese Darstellung als ein Märchen aus dem Mittelalter. Lebte doch die Semiramis, wie man heute weiß, erst um 850 oder gar erst um 600 vor Christus. Auch die Trierer halten sich da lieber an die Wissenschaft und wollen 1984 mit großem Pomp das 2000jährige Bestehen ihrer Stadt feiern.

Erwiesen ist jedoch, daß die Ausbuchtung des Moseltales nach der Saarmündung bereits um 400 vor Christus besiedelt war. An dieser Stelle war eine natürliche Furt durch den Fluß, an der sich in jener Zeit, wie Funde belegen, die Treverer niedergelassen haben. Die Treverer, ein keltisch-germanisches Mischvolk, waren Meister in der Pferdezucht und ebenso kriegerisch wie die Germanen, konnten aber den Eroberungszügen des Julius Caesar von 58 bis 51 v. Chr. nicht standhalten. Caesar hielt die treverischen Reiter für die besten von ganz Gallien und zwang sie als Hilfstruppen in seine Armee.

Für Kaiser Augustus war schließlich eine Neuordnung der politischen Verhältnisse in Gallien von großer Wichtigkeit. Im Jahre 16 vor Christus reiste er über die Alpen und kam dabei auch dorthin, wo sich an der Mosel-Furt seit Urzeiten die alten Fernstraßen von Süd nach Nord und von West nach Ost kreuzten. Für des Kaisers ostwärts gerichtete Eroberungsstrategie also ein idealer Platz. Er befahl, hier eine befestigte Stadt zu bauen, die den Namen „Augusta Treverorum" erhielt.

Ein Stadtplan wies schachbrettartig angeordnete Straßen und Wohnflächen aus. Im Ortszentrum diente ein monumentaler Tempel dem Staatskult, er war der Roma und dem Kai-

Fortsetzung auf Seite 33

Das Dreikönigenhaus, erbaut um 1230, zeugt heute noch vom Reichtum der Schöffen. Die oberen Stockwerke dienten als Wohnung, nur über eine einziehbare Holzstiege erreichbar. Das Erdgeschoß war fensterlos, das Haus eine Festung in der Festung

Von hier aus regierten einst Kaiser und Kurfürsten. Das römische Palasium mußte um 1615 einem Renaissanceschloß weichen, dessen Südflügel zwischen 1756 und 1768 spätbarocke Formen erhielt

300 Jahre lang ergötzten sich die Römer in dem etwa 20 000 Menschen fassenden Amphitheater an Spielen und auch blutigen Schauspielen. Das Marktkreuz, aufgestellt 958, ist das älteste Denkmal dieser Art. Am Ziehbrunnen tränkten schon römische Soldaten ihre Pferde

Fortsetzung von Seite 30

serhause geweiht. Im Osten der Stadt entstand ein weiterer Tempelbezirk, dessen Bauten der Verehrung einheimischer Götter dienten. Die Straßen waren befestigt, und darunter befanden sich überwölbte Abwässerkanäle. Auch ein Netz von Bleirohren war in den Straßen verlegt, durch die das Trinkwasser von einer munter sprudelnden Quelle am Herrenbrünnchen in die Brunnen und Häuser der Stadt geleitet wurde. An den Hauptleitungen waren alle drei Meter Abzweigbuchsen angebracht, so daß die Leitungen beliebig angezapft werden konnten. Bald entstanden auch die Thermen, denn ohne tägliches Bad fühlte sich kein Römer sonderlich wohl.

Im Jahre 41 nach Christus weilte Pomponius Mela in der Stadt und bezeichnete sie dann als „urbs opulentissima", als „eine sehr wohlhabende Stadt". Um diese Zeit waren auch die Fernstraßen alle bestens ausgebaut und durch eine feste Holzbrücke über die Mosel miteinander verbunden. Dieses Straßennetz brachte ersten Wohlstand, da Augusta Treverorum wichtigster Umschlagplatz für die Versorgungsgüter der römischen Kastelle und Garnisonen an Rhein und Limes wurde.

Geschichte und Kultur, wohin das Auge blickt

Kaufleute siedelten sich an, Transportunternehmer und Handwerker ließen sich nieder. Vor allem das Töpferhandwerk nahm einen großen Aufschwung, und auch die Metzger verdienten bereits gutes Geld. Die Römer lebten in Saus und Braus, ihre Gelage waren berühmt, und von ihren feinen Zungen zeugen Rezepte, von denen der römische Feinschmecker Marcus Gavius Apicius eins überliefert hat, für eine Lukanische Wurst.

„Mische unter gut gehacktes Fleisch folgende fein geriebene Gewürze: Pfeffer, Kümmel, Bohnenkraut, Raute, Petersilie, Lorbeerbeeren sowie nach Wunsch noch weitere Kräuter und salzige Soßen. Das Ganze muß beim Mischen wieder gründlich gestampft werden. Gib zu dieser Masse nochmals salzige Soße hinzu, außerdem reichlich Fett, ganze Pfefferkörner oder Pinienkörner. Fülle mit alledem lange ausgezogene Wursthäute. Die fertigen Würste hänge schließlich in den Rauch."

Um 100 n. Chr. wurde in Augusta Treverorum ein Amphitheater für rund 20 000 Zuschauer gebaut, das vielfach unterkellert war. In diesen Kellern waren Gefängnisse, Löwenkäfige und auch die technischen Installationen wie Wasserpumpen und die Holzkonstruktionen für die Hebebühnen untergebracht. Das Theater war Jahrhunderte in Betrieb, und es ist überliefert, daß darin viele Christen zu Tode kamen.

Auch eine große Zahl gefangener Franken wurde in der Arena den wilden Bestien vorgeworfen. Sogar die Frankenkönige Ascarius und Merogaisus mußten dort zum Ergötzen des Publikums mit blanken Fäusten gegen hungrige Löwen antreten und unterlagen natürlich. „Ludi Francici" nannte man in jener Zeit diese Form der Unterhaltung.

Um 140 n. Chr. wurde über die Mosel eine steinerne Brücke gebaut (deren Pfeiler stehen noch heute), und die Stadtmauern wuchsen auf eine Länge von 6,5 Kilometer an. Sie waren bewehrt mit einer Reihe von Türmen und Toren und machten Augusta Treverorum zu einem schier uneinnehmbaren nördlichen Bollwerk des römischen Weltreiches.

Aber innere Machtkämpfe schwächten das Reich, und als um 260 der rechtsrheinische Grenzwall zusammenbrach, kamen die Germanen und die Kelten. Ihre Einfälle wurden immer bedrohlicher, und im Jahre 275 gelang es ihnen, die Mauern von Augusta Treverorum zu erstürmen. Die Stadt wurde völlig zerstört.

Erst elf Jahre später konnte Kaiser

Ein Denkmal für den edlen Saft der Moselreben

Bei Neumagen an der Mosel fand man das steinerne Weinschiff, mit dem römische Bildhauer dem Rebensaft ein Denkmal setzten (unten). Der Kopf rechts zeugt von der künstlerischen Qualität der Arbeit. Daneben die Figur der römisch-keltischen Quellgöttin Sirona

Beispiele hoher Töpferkunst: spruchverzierte Gefäße aus Augusta Treverorum

Fortsetzung von Seite 33

Diokletian durch ein umfassendes Reformwerk die Einheit des römischen Staates wiederherstellen. Das Reichsgebiet wurde in zwei Hälften aufgeteilt und von zwei Kaisern regiert, die ihre Thronfolger in die besonders gefährdeten Gebiete entsandten. Constantinus Chlorus war einer davon, er erkor sich 293 Augusta Treverorum als seine Residenzstadt.Eine rege Bautätigkeit begann. Ein kaiserlicher Palastbezirk entstand, das Amphitheater und die Barbarathermen wurden neu errichtet, und in allen Stadtteilen schossen Paläste und Villen geradezu aus dem Boden. Nun nannte man die Stadt Treviris, aus dem später Trier wurde. Und es wurde weitergebaut. Neuer Reichshüter in Treviris wurde Constantin, der als der Große in die Geschichte eingehen sollte. Eines der gewaltigsten Bauwerke war die Palastaula oder Basilika: 67 Meter lang, 27,5 Meter breit und 30 Meter hoch.

Das Gebäude, in dem sich der kaiserliche Audienz- und Thronsaal befand, hatte bereits eine Fußbodenheizung, aber auch durch Luftschächte in den Seitenwänden konnten die riesigen Räume erwärmt werden. Auch die Kaiserthermen, eine der größten Badeanlagen im römischen Reich, wurden zu dieser Zeit errichtet, ebenso die Horrea, ein Speicherhaus riesigen Ausmaßes, in dem die Vorräte gehortet wurden.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts waren die ersten Christen nach Trier gekommen, hatten Gemeinden gebildet und so viele Anhänger gefunden, daß Trier geistiges Zentrum des frühen Christentums nördlich der Alpen wurde. Unter dem Einfluß der sehr frommen Kaisermutter Helena ließ Constantin um 326 einen großen Teil der privaten Wohnpaläste abreißen, damit Platz wurde für eine große Doppelkathedrale mit Taufkapellen.An dieser Kathedrale sollte bis ins 18. Jahrhundert hinein ständig aus- und umgebaut werden. Agritius war der erste nachweisbare Bischof von Trier, vor ihm soll es jedoch schon drei Bischöfe gegeben haben.

Trier erlebte in dieser spätrömischen Zeit die höchste Blüte. Es hatte eine kaiserliche Hofhaltung und wurde nun zudem Sitz eines Verwaltungsbezirks, der die beiden Provinzen

Gallien und Spanien umfaßte und von Schottland bis zu den Südküsten Spaniens reichte. Rund 80 000 Menschen lebten in jener Zeit hinter den Stadtmauern.

Als dann von Südosten aus die Goten das Land bedrohten, zog der kaiserliche Hof um 395 nach Mailand; die Präfektur wurde nach Arles verlegt, ein großer Teil der Bevölkerung wanderte nach Süden ab. Im Jahre 406 stürmten die Alemannen die Stadt. Die wenigen wehrhaften Männer verschanzten sich mit ihren Familien im Amphitheater, konnten diese „Festung" jedoch auch nicht halten.

Im Jahre 475 ging Trier in den Herrschaftsbereich der Franken über. Bischöfe regierten nun die Stadt und bauten sie wieder auf. Um 800 beschrieb Alkuin, ein Freund Karl des Großen, Trier als „machtvoll und reich an Mauern und Türmen, rings umsäumt von heiligen Kirchen".

Unter dem Erzbischof Radbod (902–958) wurde Trier zum Kurfürstenstaat. Die Erzbischöfe waren nun auch weltliche Herrscher. Sein Nachfolger Heinrich gründete einen Markt, an dem das Marktkreuz heute noch steht, und Erzbischof Eberhard (1047–1066) entdeckte in Trier ein Apostelgrab. Bei einem Rombesuch hatte er in einem Buch gelesen, der heilige Matthias habe im Judenlande gepredigt und dort seine Ruhestätte gefunden, sei später aber auf Wunsch der heiligen Helena durch den Bischof Agritius nach Trier geschafft worden. Der Erzbischof ließ sofort nachgraben und fand den Sarkophag des Apostels, der heute im Chor der St.-Matthias-Kirche steht.

Die Fürstbischöfe übten die weltliche Macht nicht selbst aus, sondern übertrugen sie 14 Dienstleuten, Magistralen genannt, die als Schöffen das städtische Dienstsiegel führten. Und was für ein Siegel dies war! Es hatte einen Durchmesser von zwölf Zentimeter.

Mit dem Schöffenregiment jedoch war die Bevölkerung (etwa 10 000 Einwohner) nie sonderlich zufrieden. Besonders die selbstbewußten Handwerker, die wieder Wohlstand in die Stadt gebracht hatten, waren mit der autoritären Regentschaft nicht einverstanden und verlangten ein Mitspracherecht, fanden aber kein Gehör. Deshalb jagten sie im Jahre 1303 die verhaßten Schöffen samt Anhängerschaft aus der Stadt. Der Fürstbischof wurde damit zu Zugeständnissen gezwungen, neun Räte stellte nun die Handwerkerschaft und nur noch fünf die Patrizier.

Damit aber war der Freiheitsdrang der Trierer immer noch nicht befriedigt. Sie wollten die Reichsfreiheit, betrachteten sich sogar als reichsunmittelbar, schlossen Bündnisse mit Luxemburg und Lothringen, ohne ihren Landesherrn zu fragen, und führten eigenmächtig Krieg gegen den Trierer Landadel. Das Ringen sollte Jahrhunderte dauern, war aber von keinerlei Erfolg gekrönt, da die Kaiser nie zustimmten. Nur eigene Bürgermeister konnten sich die Trierer ertrotzen.

Einer dieser Bürgermeister war der Metzger Clas von Zerf, verheiratet mit Adelheid von Besselich, der Tochter des angesehenen Stadtschreibers. Als junger Mann hatte Clas von Zerf wegen Glückspiels im Gefängnis gesessen, kämpfte dann an der Seite des Herzogs Karl des Kühnen gegen Ludwig XI. und erschien als wichtiger Gefolgsmann des Herzogs beim Fürstentag 1473 in Trier, wo Karl der Kühne mit Kaiser Friedrich III. über ein burgundisches Königreich verhandelte. In jenem Jahr wurde in Trier auch die Universität gegründet.

Clas war ein reicher Mann. Er besaß neun Häuser, mehrere Weingärten, eine Mühle, einen Kalkofen, Geld- und Kornrenten und einen Bauernhof zu Eitelsbach. Als er dem immer in Geldnöten steckenden Erzbischof Johann von Baden 1000 Gulden lieh, wurde er 1476 zum Schöffen ernannt. Sieben Jahre später war er Bürgermeister. Clas jedoch war ein schlechter Stadtvater; er kümmerte sich viel um seine Geschäfte und wenig um sein Amt und sagte dies auch ganz offen, worauf er zu den Ratssitzungen nicht mehr eingeladen wurde.

Flucht in den Tod – vor dem Henkersbeil . . .

Das wiederum verletzte den Stolz des Bürgermeisters, der nun aus eigenen Mitteln 500 Söldner anwerben und damit in den Krieg gegen Schöffen und Fürstbischof ziehen wollte. Ein Gericht verurteilte Clas zu einer Geldbuße von 12 000 Gulden, die er jedoch nie bezahlte. Er hatte sich zuvor nach Metz abgesetzt.

Traurige Berühmtheit erlangte Trier im 16. und 17. Jahrhundert. Weihbischof Peter Binsfeld hatte 1589 eine „Abhandlung über die Bekenntnisse der Zauberer und Hexen" geschrieben, die in sieben Jahren fünf Auflagen erreichte. Ausgerechnet in jenen Jahren trat eine große Dürre ein, die die Ernten vernichtete, schuld waren nun die Hexen. In und um Trier wurden viele Frauen und Männer wegen Hexerei öffentlich verbrannt.

Die Hexenverfolgung machte auch vor angesehenen Bürgern nicht halt. So wurde der Ex-Bürgermeister Peter Fiedler nach qualvollen Foltern hingerichtet, der Metzgermeister und Bürgermeister Peter Bär entzog sich dem Henkersbeil durch einen Sprung vom Gefängnisdach auf das Straßenpflaster.

Aber auch der Richter Dietrich Flade wurde nicht verschont. Gefolterte Zeugen hatten nämlich behauptet, Flade bei nächtlichen Hexenzusammenkünften gesehen zu haben. Flade war einer der reichsten Männer Triers, der insgesamt 38 000 Goldgulden ausgeliehen hatte, darunter an die Stadt 4 000 Goldgulden. Zum Vergleich: Die Einnahmen der Stadt Trier betrugen im Jahre 1581 insgesamt 24 621 Goldgulden.

Das 17. Jahrhundert sollte die schwerste Zeit werden. Es gab keinen Krieg, der Trier nicht in Mitleidenschaft zog. Langjährige Besetzung durch Franzosen, Spanier, Schweden und hohe Kriegstribute ließen die Stadt völlig verarmen. Nach dem Frieden von Rijswijk im Jahre 1697 war die Einwohnerzahl auf 2577 gesunken. Erst 1737, als die französischen Truppen abgezogen waren, begannen Handel und Gewerbe wieder aufzublühen.

In dieser Zeit entstanden viele der heutigen Bürgerhäuser, und der berühmte Baumeister Balthasar Neumann entwarf die neue Paulinuskirche. Doch die Franzosen kamen wieder. Diesmal brach der alte Kurstaat zusammen, Trier wurde französisch. Im Jahre 1815 dann kamen die Preußen, die von den Trierern jedoch nicht geliebt wurden. Auch Preußen hatte für die Stadt nicht besonders viel übrig, und wiederum zog bittere Not ein. Schließlich lebte jeder vierte Bürger von Almosen.

In diese Not hinein wurde am 5. Mai 1818 in der Brückengasse 663 dem Ehepaar Heinrich und Henriette Marx ein Sohn geboren, dem sie den Namen Karl gaben. Viele Biografen sind heute der Meinung, daß diese bittere Zeit seiner Heimatstadt den jungen Karl Marx zu jenen Ideen angeregt habe, die einmal die Welt revolutionieren sollten. Größerer Wohlstand kam in Trier erst wieder auf, als nach dem Zweiten Weltkrieg der Tourismus die historische Bedeutung und die vielen Kunstschätze der Stadt entdeckte.

Schließlich sollte noch vermerkt werden, daß Trier nicht nur über dem Erdboden interessant ist. In den beinahe unzähligen Kellergewölben, entstanden über Jahrhunderte hinweg, lagern kostbare Schätze – herrliche Moselweine. ■

Fotos: Anhauser, Jeiter, Schwalbe

Die Herrscher der Asante gelten als Sonne der Sonne. Sinnbild des Gestirns und der ihm innewohnenden Lebenskraft ist das Gold, mit dem die Häuptlinge sich auch heute noch für öffentliche Auftritte verschwenderisch schmücken. Das Reich der Asante war buchstäblich ein Goldland. Die Gegend von Obuasi wird der reichste Quadratkilometer Afrikas genannt. Früher bewahrte man den Goldstaub in solchen kleinen Truhen auf (rechts)

Einst waren sie das mächtigste Volk an der Goldküste, Herrscher über das Gebiet des heutigen Ghana. Ihr Reich zerfiel, doch ihr Reichtum an Sprichwörtern blieb

DIE GOLDENEN WEISHEITEN DER ASANTE

Kumasi im Mai 1817. Der König empfängt Europäer in seiner Hauptstadt, zum erstenmal in der Geschichte des Asante-Reiches. Großer Staatsempfang ist befohlen, der ganze Hofstaat und alle bedeutenden Häuptlinge des Landes sind mit ihrem Gefolge aufgeboten, um eine Gesandtschaft der British African Company zu begrüßen.

Schon seit fast 150 Jahren trieben die Engländer mit den Asante einen schwunghaften Handel; genauso, wie es vor ihnen die Kaufleute der Portugiesen, Dänen und Holländer getan hatten. Die Partner kannten einander aber nicht, denn die Europäer saßen in befestigten Handelsposten an der Küste, die Asante im schier undurchdringlichen Urwald. Von den Asante war nur soviel bekannt: Ihr Goldreichtum schien unermeßlich zu sein. Und: Sie besaßen eine vorzüglich geschulte Armee von Kriegern, die, dem Lande angepaßt, taktisch klug zu kämpfen wußten und als unbesiegbar galten. 1670 hatten die Asante einen Küstenstamm angegriffen und an einem einzigen Tag 8000 Krieger erschlagen. So etwas wird in Afrika nicht so rasch vergessen.

Die Geschäfte liefen seit jeher als Tauschhandel auf der Basis Gold gegen Waren. Das europäische Angebot bestand aus Gewehren, Schießpulver, Stoffen, Werkzeugen, Metallen, Branntwein und Glasperlen. Der Umsatz muß enorm gewesen sein. 1482 hatten die Portugiesen El Mina, die erste Handelsniederlassung an der Goldküste, gegründet. Im 16. Jahrhundert handelten sie jährlich Gold im heutigen Werte von 20 Millionen ein. Diese Goldmenge entsprach 10 Prozent der damaligen Weltproduktion.

Dennoch, die Partner kannten einander nur vom Hörensagen. Der gesamte Handel lief durch die Hände afrikanischer Mittelsmänner, die den Küstenstämmen angehörten. Unredliches Geschäftsgebaren der Zwischenhändler verursachte viel Ärger und Verdruß. Mißverständnisse auf beiden Seiten hatten schon zu schweren Zwischenfällen geführt. Doch das sollte nun anders werden. Man wollte sich kennenlernen, „den Frieden sichern" und vor allem Handelsverträge abschließen.

Im April 1817 brach Delegationschef Bowdich mit drei britischen Gefährten, 130 Trägern, Dienern und Führern vom englischen Küstenfort in Cape Coast auf. Ein mühseliger Fußmarsch von mehr als 200 Kilo-

Bitte umblättern

Asante-Fürsten darf man nicht direkt anreden – sie sollen nicht gefährlichen magischen Kräften ausgesetzt werden, die durch Flüche und Verwünschungen wirken könnten. Der „Sprecher" übermittelt Frage und Antwort. Zeichen seines Amtes ist ein vergoldeter, mit Symbolen verzierter Holzstab

SEINES KÖNIGS OHR UND STIMME: DER MANN MIT DEM GOLDENEN STAB

Die Goldschmiede schufen Tierfiguren, Früchte wie auch geometrische Körper aus Wachs; umhüllten sie mit Ton, schmolzen das Wachs aus und gossen danach flüssiges Messing in die gewonnene Form

Goldstaub war bis Anfang unseres Jahrhunderts die Währung der Asante. Gewogen wurde er mit Gewichten, die nach dem Gewicht bestimmter Pflanzensamen in vielen Formen hergestellt wurden

Die Asante handelten mit 57 verschieden schweren Gewichten. Viele hatten die Form von Gebrauchsgegenständen und Waffen: Schild, Öllampe, Hacke, Fliegenwedel, Schwert, Fächer, Kanone . . .

Fortsetzung von Seite 39

metern lag vor ihnen. Es war ein Weg, der oft erst mühsam durch den Urwald geschlagen werden mußte. Was dann bei der Ankunft in Kumasi geschah, schilderte Bowdich so: „Auf Grund bisheriger Erfahrungen erwarteten wir ein Schauspiel, das wohl alle unsere bisherigen Erfahrungen übertreffen würde. Aber auf das, was jetzt über uns hereinbrach, waren wir nicht vorbereitet. Ein Platz vom Umkreis fast einer Meile erschien vollgestopft mit einer Fülle von Pracht, wie wir sie noch nie zuvor gesehen hatten. Die Sonne spiegelte sich in massiven Goldgeschmeiden. Aus allen Richtungen blinkte und blitzte es. Die grellen Reflexe waren kaum erträglicher als die lastende Hitze. Mit einem Schlag ertönten bei unserer Ankunft die Trommeln und Hörner von mehr als hundert Musikantengruppen. Mindestens hundert Schirme oder Baldachine, die so groß waren, daß sie ungefähr 30 Menschen bedecken konnten, wurden von ihren Trägern auf und ab bewegt, was eine unglaubliche Wirkung erzielte.

An der linken Hand hing ein roher Goldklumpen

Die Häuptlinge, ihre Amtsträger und die höher gestellte Dienerschaft waren mit außergewöhnlich kostbaren Asantetüchern gekleidet, die wie eine römische Toga getragen wurden. Um die Schläfen hatten sie schmale Streifen aus Seide gewunden, um den Hals hingen massige, aber schön gearbeitete Goldketten. Die Knie waren mit Reifen aus Gold und Perlen geschmückt, von denen wiederum mehrere Gold- und Perlschnüre herabhingen. An den Knöcheln hatten sie Goldscheiben, Ringe und Goldgüsse, die Tiere darstellten, angebracht. Die Sandalen waren aus grünem, rotem und weißem feinem Leder gearbeitet. An den linken Handgelenken hingen rohe Goldklumpen, die so schwer waren, daß die Hand auf dem Kopf eines Knaben gestützt werden mußte. Aus Gold gegossene lebensgroße Wolfs- und Widderköpfe waren an ihren Schwertern angebracht, deren Handgriffe ebenfalls aus Gold gearbeitet waren."

Der britische Diplomat blieb drei Monate in Kumasi. Er beobachtete die Asante sorgfältig und unvoreingenommen. Doch als der Bericht seiner Reise 1819 in London erschien, wurde das Buch von der Kritik verrissen. Was da geschrieben war, paßte nicht zum Bild der damaligen Zeit vom minderwertigen, wilden

Bitte umblättern

Einzigartig: Gewichtsfigurchen, 3 bis 8 Zentimeter hoch, zeigen Menschen aus allen Schichten der Asante-Gesellschaft. Hier ein Priester mit Schwert und einem Zaubergerät; das Gefaß auf dem Kopf ist ein Raum fur die Gottheit. Rechts ein seltenes Motiv: der Waldgeist Sasabonsam, halb Frau, halb Mann, ein Menschenfresser

AUCH DER MENSCH WOG SEIN TEIL, WENN ES UM GOLD GING

Nachbildung eines alten Gewichts, aber historisch falsch: Im Asante-Reich nahmen Frau und Mann niemals gemeinsam eine Mahlzeit ein – beim Essen herrschte strenge Trennung der Geschlechter

„Gewichtige" Lebensregeln: Die Schlange beim Kopf packen – zielbewußt löst man Probleme; Leichtsinn: Pulverfaß auf dem Kopf, Pfeife im Mund; ein Lahmer wirft mit Steinen – keiner ist ganz wehrlos

„Wer auf dem Rücken liegt, kann Gott nicht sehen; wer auf dem Bauch liegt, erst recht nicht." Rechts: Zwei Freunde zogen aus, reich zu werden. Arm sehen sie sich wieder, doch Freunde sind sie noch

Fortsetzung von Seite 41

Schwarzen. Neger mit Kultur, ein organisierter Staat, Ordnung und Sauberkeit? Das gibt's ja nicht! Bowdich, ein maßlos übertreibender, lügender Abenteurer! Damit war das Urteil gesprochen, sein Buch verschwand für 50 Jahre in der Versenkung.

Schade, Bowdich hatte die Wahrheit gesagt. Vielleicht wäre beiden Parteien viel Leid und Blutvergießen erspart geblieben, wäre ihm mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden. „Ach, hätte ich gewußt" (ist immer zu spät), sagt ein Asante-Sprichwort. Ein Schauspiel, wie Bowdich es beschreibt, kann man auch heute noch bei besonderen Anlässen in Ghana erleben, etwas minder glanzvoll vielleicht. Von der Kunstfertigkeit der Asante-Handwerker zeugen viele Gegenstände, die sich in den Vitrinen der Museen finden. All der Schmuck, die Terrakotten, Schnitzereien und Metallgefäße wurden aber nicht um der Kunst willen, zur Befriedigung eines Schönheitsbedürfnisses geschaffen. Genausowenig ist das eindrucksvolle Auftreten der Häuptlinge und ihres Gefolges mit all den kostbaren Kennzeichen der Macht ausschließlich eine Selbstdarstellung der traditionellen Herrscher.

Der tiefere Sinn blieb lange verborgen

Erst seit Beginn unseres Jahrhunderts wissen wir mehr um die verborgene Bedeutung dieser Dinge. Sie haben sehr häufig einen Bezug zu den Glaubensvorstellungen, beinhalten Lebenserfahrungen und Weisheiten. Letztere können in einem Gegenstand zum Ausdruck kommen, vor allem aber sind sie in den unzähligen Sprichwörtern festgehalten.

Interessanterweise haben diese Redensarten einen vieldeutigen, manchmal gegensätzlichen Sinn. Nehmen wir als Beispiel einen Metallguß, der als Verzierung auf Schwertscheiden angebracht war. Dargestellt ist eine Schlange, die einen Hornraben gefangen hat. Nicht mehr und nicht weniger sagt auch ein gebräuchliches Sprichwort. Und die Erklärung? Der Hornrabe gilt als klug. Stolz auf diese Eigenschaft, wurde er unvorsichtig und somit das Opfer der Schlange. Eine Warnung an Hoffärtig-Kluge. Die Schlange andererseits hat durch Geduld und Ausdauer etwas schier Unmögliches erreicht. Lob für einen Menschen, der es dank dieser Qualitäten zu etwas gebracht hat. Schließlich Mah-

Bitte umblättern

Verstorbenen, die eine hohe Position in der Gesellschaft besessen hatten, setzten die Asante eine tonerne Figur aufs Grab; kein Porträt, sondern ein Charakterbild. Diese Grabfigur stellt eine „ohema" dar, eine Königsmutter, nicht die leibliche Mutter, sondern eine Verwandte, die bei allen wichtigen Entscheidungen gehört wurde

CHARAKTERBILDER IN TON SCHMÜCKEN DIE GRÄBER DER TOTEN VON RANG

Grabfiguren. Rechts ein Sklave, der beim Tod des Herrschers sein Leben lassen mußte, damit er seinem Herrn auch im Jenseits diente

Symbolfiguren, Schmuck eines Zeremonialschwerts: die Schlange, die einen Vogel gefangen hat, und der Kopf eines erschlagenen Feindes

Bestimmte Angehörige des königlichen Hofstaats tragen bei festlichen Gelegenheiten mit Gold- und Silberornamenten verzierte Lederkappen

Fortsetzung von Seite 43

nung an einen säumigen Schuldner mit der Bedeutung: Du kommst mir nicht davon.

So müssen viele Sprichwörter der augenblicklichen Situation angepaßt verstanden werden. Dabei ist es gar nicht nötig, ein zur Diskussion stehendes heikles Thema direkt anzusprechen, unerfreuliche Tatsachen müssen nicht unverblümt beim Namen genannt werden. Die Asante waren Meister in diesem doppelsinnigen Spiel und konnten schlagfertig Salven von Sprichwörtern in galantem Rededuell aufeinander abfeuern.

Aber auch sie gerieten einmal in die Zwickmühle getarnter Rede. Nach einer Reihe unliebsamer Zwischenfälle suchte 1881 eine Delegation der Asante den britischen Gouverneur Rowe auf und umschrieb den Zweck ihrer Mission mit den Worten: „Wir sind gekommen, um all die kleinen Löcher im Dach zu stopfen, die uns seit einiger Zeit belästigen. Gelingt dies nicht, brauchen wir ein neues Dach."

Dies wurde als Friedensangebot richtig gedeutet. Der Gouverneur, offensichtlich geübt in dieser diplomatischen Sprache, entgegnete auf die gleiche Weise und schloß mit den Worten: „Ich bin kein Schlammfisch."

Ein Schlammfisch mit vielerlei Bedeutung

Nun saßen die Asante in der Klemme. Was wollte er damit sagen? Dieser Fisch gräbt sich oberflächlich im Schlamm ein und kann leicht gefangen werden. Wollte Rowe andeuten, daß er kein solcher Tor wie der Fisch sei? Andererseits wirbelt der Fisch bei Gefahr im Wasser Schlamm auf und entzieht sich somit seinen Verfolgern. „Ich bin kein Schlammfisch" bedeutet aus dieser Sicht soviel wie: Ich bin offen und wünsche klare Verhältnisse. Doch noch ein anderer Umstand muß erwogen werden: Der Fisch hat giftige Stacheln, die leicht verletzen können. Wollte der Gouverneur sagen: „Ich bin nicht so gefährlich, ich habe friedliche Absichten?" Folgende, letztmögliche Deutung war schließlich die richtige: Der Fisch ist nicht viel wert. Auf gut deutsch wollte der Gouverneur sagen: So nicht, meine Herren. Mit mir könnt ihr keine Spielchen treiben!

Wichtigen Missionen gaben die Asantekönige einen Mann bei, der eine schön gearbeitete goldene Axt trug. Die Engländer deuteten diese

Bitte umblättern

GEFÄSSE AUS EINEM GUSS FÜR KOSTBARKEITEN UND OPFERGABEN

„Kuduo" heißen die Gefäße, worin wertvolle Dinge aufbewahrt wurden. Oder man stellte sie, mit Goldstaub gefüllt, Herrschern ins Grab. Sie dienten auch als Behälter für Opferspeisen

Fruchtbarkeitspuppe: Frauen trugen die „akua'ba" auf dem Rücken, bis sie schwanger waren

Reiher mit zurückgewandtem Kopf: Symbol des Schöpfers Nyame und des Laufs der Sonne

Fortsetzung von Seite 45

als ein Symbol der Angriffslust, zumindest der versteckten Drohung.

Die Asante sahen dies jedoch subtiler. Die Axt soll anzeigen, daß alle Hindernisse beseitigt werden können, die einer friedlichen Lösung der Probleme entgegenstehen. Also: Gespräche statt Krieg. Die goldene Axt ist übrigens, wie manche der in diesem Bericht abgebildeten Gegenstände, zur Zeit auf einer Ausstellung im Museum of Mankind in London zu sehen. Wer die Möglichkeit hat, sollte sich diese großartige Dokumentation der Asante nicht entgehen lassen.

Die Asante schätzten das Gold nicht allein um seines materiellen Wertes willen. Es war das Symbol für das nie versiegende Feuer der Sonne und für den Schöpfergott Nyame, der zu Beginn der Zeiten seine ungeheure Lebenskraft dem Himmelskörper eingepflanzt hatte. Daraus wiederum schuf Nyame jene Kraft, die das Menschenleben ermöglicht und erhält: o-kra, die Lebensseele. Sie ist die Quelle der Vitalität und Stärke, aber auch der Instinkt des Menschen, der ihn schützt und vor Gefahr bewahrt. Nach einem alten Mythos schießt der Gott jedem Kind, das er zur Erde entläßt, ein winziges Teilchen des Sonnenfeuers in das Blut. Erst dann beginnt Leben.

Gold gilt aber bei den Asante nicht nur als Sinnbild für Gott, Sonne und Lebenskraft. Sie glauben, daß Gold mit den Kräften dieser Gewalten magisch geladen sei und sie an den Besitzer weitergeben könne. Diese aktive Wirkung des Goldes ist einem Lebenselixier vergleichbar. Deshalb wurde von den Herrschern, aber auch den Häuptern der Großfamilien immer eine gewisse Goldmenge als „Seelengold", sozusagen als Vorrat an Lebenskraft zurückgelegt. Sie kam nicht nur den Besitzern, sondern auch der Gemeinschaft, der sie vorstanden, zugute.

Gold wurde sogar als ein beseeltes Wesen angesehen, das aus seinen Lagern wegwandern und die Gruben der Goldschürfer zum Einsturz bringen konnte, wenn die mit der Grabung verbundenen Tabus unbeachtet blieben. So wurde vor Beginn jeder Grabung von den Männern sexuelle Enthaltsamkeit gefordert, während des Aufenthaltes in der Grube durften sie keine schlechten Gedanken hegen; menstruierenden Frauen war es nicht erlaubt, bei der Goldgewinnung mitzuarbeiten.

Die Asante-Herrscher gelten als Söhne der Gottheit, als die fleischgewordene göttliche Lebenskraft. Von der Unbeflecktheit ihrer Seele hängt das Wohlergehen des ganzen Volkes ab. Da auch die Häuptlinge und Könige nicht frei von menschlichen Schwächen und Fehlern sind, muß ihre Lebensseele o-kra wöchentlich rituell gereinigt werden. Der Brauch des „Seelenwaschens" wird auch heute noch geübt. Diese Kulthandlung zu vollziehen, ist Aufgabe der „Seelenträger", die als Zeichen ihres Standes ein goldenes Brustschild tragen, das mit Sonnensymbolen verziert ist.

Schon vor Beginn des 18. Jahrhunderts war Goldstaub die landesübliche Währung in Asante. Sie wurde erst im Jahre 1902 von den Engländern außer Kraft gesetzt. Die zum Abwiegen des Metalls benötigten Gewichte sind höchst interessant und originell. An der Guineaküste wurde schon im 17. Jahrhundert mit Metallgewichten aus Messing gewogen. Man goß sie in vielerlei geometrischen Formen, mit Ornamenten verziert. Mitte des 18. Jahrhunderts haben die Asante jedoch begonnen, zusätzlich auch figürliche Gewichte herzustellen. Der schon erwähnte Diplomat Bowdich beschreibt sie als „zierliche Bronzegüsse, die beinahe jedes Tier, jede Frucht und jedes Gemüse darstellen, die es im Lande gibt".

Scheue dich nicht, rückwärts zu schauen

Der Formenreichtum der Gewichte ist aber um vieles mannigfaltiger, als es nach dem Zitat den Anschein hat. Die afrikanischen Schmiede haben nicht nur alle erdenklichen Tiere, Früchte, Waffen, Werkzeuge und Gegenstände des täglichen Lebens, sondern auch Menschen nachgebildet. Die nach dem Verfahren der „verlorenen Form" gegossenen, in der Regel nur drei bis acht Zentimeter hohen Gelbguß-Figürchen stellen jedes Mitglied der traditionellen afrikanischen Gesellschaft dar: die Häuptlinge und ihren Hofstaat, Priester, Krieger und Jäger, Händler, Handwerker und Bauern, Medizinmänner und Kranke.

Auf eine naturalistische Gestaltung des Körpers haben die Schmiede fast immer zugunsten einer Vereinfachung der Grundformen verzichtet. Sie haben aber sehr genau Einzelheiten, wie Ausrüstungsgegenstände, Kleidung und Frisuren, berücksichtigt. Die kleinen Statuen zeigen immer den Menschen bei irgendeiner Beschäftigung oder in einer bestimmten Situation. So sind die figür-

Bitte umblättern

ASANTE-WEISHEIT: „NUR EINEM TOREN MUSS EIN SPRICHWORT ERKLÄRT WERDEN"

Fortsetzung von Seite 47

lichen Gewichte gleichsam eine Momentaufnahme des afrikanischen Alltags; nur wenige Begebenheiten, zum Beispiel Tod und Begräbnis, sind ausgenommen.

Manche Gewichte illustrieren ein bestimmtes Sprichwort, mit verschiedenen Deutungsmöglichkeiten natürlich, andere erinnern an eine ganze Reihe von Redensarten; und schließlich gibt es solche, die überhaupt nichts mit einem Sprichwort zu tun haben. So will der Sankofa-Vogel, ein Reiher mit weit zurückgewandtem Kopf und Hals, folgendes zu bedenken geben: Scheue dich nicht, begangene Fehler zu beseitigen. Scheue dich auch nicht, nach rückwärts (in die Vergangenheit) zu schauen, um zu erfahren, wie es zu der augenblicklichen Schwierigkeit gekommen ist. Vielleicht fällt dir dann eine Lösung ein.

Noch eine andere Deutung ist möglich: Der Vogel versinnbildlicht den Lauf der Sonne und damit den Schöpfergott Onyame. Er steht auf einer dreistufigen Pyramide, trägt einen dreieckigen Kopfputz und einen ebensolchen Schwanz. Dreimal erscheint also die Zahl drei, die in der Zahlensymbolik für den Gott steht. All diese Erfahrungen und Gedanken können die Asante mit einem Satz, in einem Bild ausdrücken. Darstellungen des Sankofa-Vogels finden sich übrigens nicht nur unter den Goldgewichten, sondern auch als Schmuck auf den großen Häuptlingsschirmen, auf Metallgefäßen und Schwertscheiden.

Hahn und Henne wurden als nützliche Haustiere gern als Motiv für die Gewichte benutzt. Mit ihnen sind zahlreiche Sprichwörter verknüpft, deren Deutung dem Leser selbst überlassen sein soll: „Niemand verkauft seine Legehenne ohne guten Grund." – „Wenn ein Huhn das Getreide deines Freundes frißt, verjage es, denn eines Tages frißt es deines." – „Das Auge eines Huhnes ist begierig, ein einzelnes Korn zu sehen." – „Es sind die Federn, die ein Huhn groß machen." – „Niemand sagt: guten Morgen, bevor es der Hahn getan hat." – „Wenn der Hahn betrunken ist, vergißt er den Falken." – „Oh, Hahn, was plusterst du dich auf, deine Mutter kam nur aus einer Eierschale."

Und schließlich ein letztes: „Die Henne kennt auch die Morgendämmerung, doch sie überläßt das Krähen dem Hahn." Es ist nicht so gemeint, wie es vielleicht eine Leserin deuten möchte: auch die Frau hat das Wissen eines Mannes, mag er damit angeben; es soll vielmehr zur Bescheidenheit mahnen.

Über die Frauen übrigens äußern sich die Asante selten. In einem Sprichwort aber sind sie bemerkenswert eindeutig: „Eine Frau ist wie eine Wolldecke." Das bedeutet: Hast du sie nicht, so frierst du; deckst du dich damit zu, so kratzt sie. Diese Redensart läßt vielleicht eine gewisse Resignation vor dem „Weiblichen" erkennen, so ganz ernst gemeint ist sie aber nicht.

Die Frau, besser gesagt die Mutter vieler Kinder, wird von den Asante hoch geachtet, hilft sie doch den Fortbestand der Großfamilie zu sichern, der eine viel größere Bedeutung in der afrikanischen Gesellschaft zukommt, als dies in unserem Kulturkreis üblich ist. Unfruchtbarkeit, Fehlgeburten und der frühe Tod von Kindern gelten als großes Unglück, das in der Regel nicht ohne Ursache über eine Familie hereinbricht. Waren auch den Asante die Zusammenhänge zwischen Zeugungsakt und Schwangerschaft seit langem bekannt, so glaubten sie doch, daß übersinnliche Gewalten, wie die Ahnen, der Schöpfergott, andere Gottheiten und Mächte ein Kind schenken oder aber seine Entstehung verhindern könnten.

Kinderlosigkeit wurde unter anderem als Strafe für ungesühnte Verfehlungen gegen Recht und gute Sitte angesehen, deren sich die betreffende Frau selbst oder ein Mitglied ihrer Familie schuldig gemacht hatte. Eine Empfängnis konnte erst dann erwartet werden, wenn die beleidigten Mächte durch Schuldbekenntnis und Wiedergutmachung versöhnt waren.

Alle damit verbundenen Prozeduren waren Sache der Medizinmänner, denen eine besondere Verbindung zur übersinnlichen Welt nachgesagt wurde. Ließ sich aber keine Schuld nachweisen, so riet der Medizinmann der Hilfesuchenden, sich eine „akua'ba", eine Fruchtbarkeitspuppe, schnitzen zu lassen und sie wie ein Kind auf dem Rücken zu tragen, bis die Schwangerschaft eingetreten oder das ersehnte Kind glücklich geboren war.

Eine „akua'ba" wurde aber nicht nur deswegen getragen. Kleine Mädchen spielten damit, und junge Frauen trugen sie in der Hoffnung, möglichst bald schöne Kinder zu bekommen. Die Fruchtbarkeitspuppen sind alle im selben Stil gefertigt. Der als runde oder ovale Scheibe gestaltete Kopf mit den charakteristischen Gesichtszügen und die Andeutung des restlichen Körpers sind mit keiner afrikanischen Schnitzerei zu verwechseln.

Obwohl Tausende dieser Puppen von Arm und Reich bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts getragen wurden, weiß heute wohl niemand mehr in Asante zu sagen, auf welche Weise eine „akua'ba" Fruchtbarkeit bewirken könne. Dies ist bei einem so häufig verwendeten Zaubermittel ungewöhnlich, sind doch die Asante sonst um derartige Erklärungen nicht verlegen.

Die alten Vorstellungen darüber, die möglicherweise mit einem Mondkult in engem Zusammenhang standen, sind verlorengegangen, genauso wie manche der in diesem Artikel beschriebenen Inhalte der altüberlieferten Naturreligion verblassen und bald vergessen sein werden.

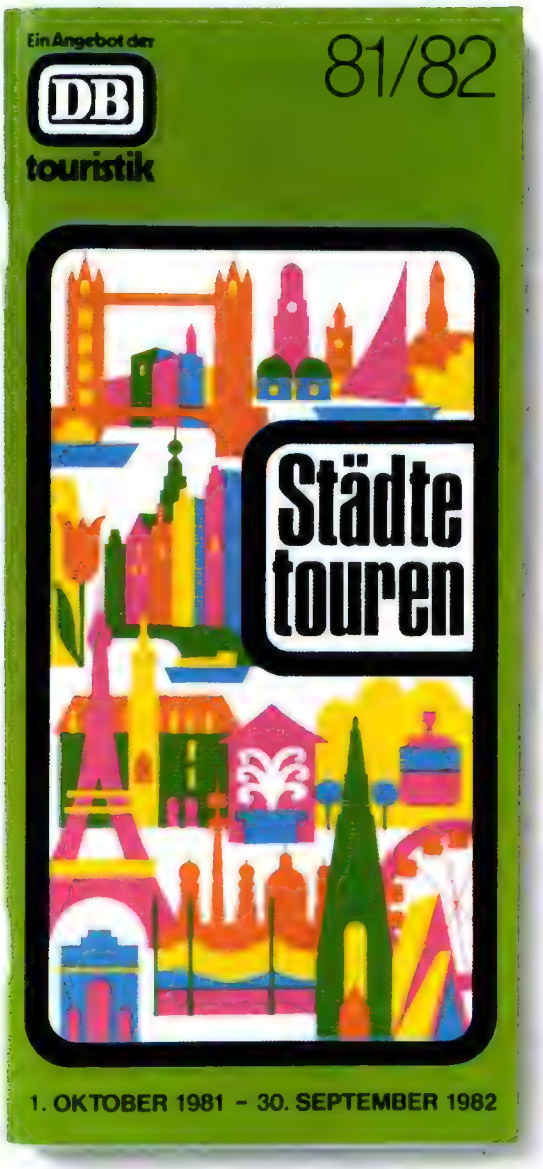
Das hat mancherlei Gründe. Viele Asante sind seit drei Generationen Christen und haben sich vom Glauben der Väter entfernt. Die Könige und Häuptlinge haben nicht mehr die Stellung und Bedeutung wie einst. Ghana ist seit 1957 ein unabhängiger Staat, in dem nicht nur die Asante, sondern auch Angehörige vieler anderer Stämme mit unterschiedlichen Kulturen und Traditionen leben, die zur nationalen Einheit verbunden werden müssen.

Dieser Prozeß ist schwierig und braucht Zeit. Auch die Asante sind gefordert, ihr Stammesdenken zugunsten einer ghanaischen Gemeinsamkeit aufzugeben. Wie auch immer: Ihren Witz, ihre Schlagfertigkeit und den Schatz ihrer Weisheiten werden die Asante auch weiterhin nützen. Sagt doch eines ihrer Sprichwörter: „Weisheit ist nicht wie Gold, das man in einem Kasten verschließt."

Dr. Ernst Haaf

Fotos: Pit Kötther (15), Haaf (1), British Museum

LASSEN SIE IHREN RESTURLAUB NICHT VERFALLEN.



Es wär' wirklich schade drum. Wo Sie doch schon mit ein paar freien Tagen richtig Urlaub machen können. Mit DB-Pauschal zum Beispiel von Baden-Baden bis Zermatt. Denn das sind komplette Urlaubsreisen – nur ein bißchen kürzer. In ausgesuchte und bekannte Ferienorte. Von den Bergen bis an die See. Oder mit den DB-Städtetouren. Das sind tolle Trips in über 70 europäische Städte. Von Aachen bis Zürich. Von Paris bis Budapest. Ein Service-Programm mit vielen Extras. Damit wird für Sie die lange Zeit zwischen den großen Ferien kürzer. Mehr über die beiden Programme erfahren Sie bei allen Fahrkartenausgaben, den DER-Reisebüros und den anderen Verkaufsagenturen der Bahn.

Urlaub mit der Bahn ist Urlaub von Anfang an.

DB Die Bahn

Vor 150 Jahren, am 22. März 1832,
starb in Weimar der Mann, der bis heute als
größter deutscher Dichter verehrt wird

Johann Wolfgang von Goethe

Im Elternhaus am Großen Hirschgraben in Frankfurt bewohnte Goethe bis zu seinem 27. Jahr ein Mansardenzimmer. Hier schrieb er seine ersten großen Werke, in einer klaren Handschrift, auf die er zeitlebens Wert legte. Links: Der Staatsminister Goethe vier Jahre vor seinem Tode, 1828

Er schrieb bis zur letzten Sekunde seines Lebens. Der Stimme nicht mehr mächtig, malte er mit dem Finger Sätze auf das Federbett, das seine Knie bedeckte. Und als letzten Buchstaben ein großes W. Den Anfangsbuchstaben seines Vornamens Wolfgang? Oder des Begriffs Weltliteratur, den er geprägt hat? Jeder kann sich's deuten, wie er will – wie so vieles in dem gewaltigen Werk, das jener geschaffen hat. Nach dem W gebot der Tod dem Schreibenden Einhalt.

So starb am Donnerstag, dem 22. März 1832, gegen Mittag, Johann Wolfgang von Goethe in seinem Haus am Frauenplan zu Weimar, im Lehnstuhl neben seinem Bett.

Feierlich wird er aufgebahrt, in seidenem „Petrarcahemd", einen Lorbeerkranz auf dem Haupt. So hat ihn der Maler Friedrich Preller der Ältere, wie er ausdrücklich auf seinem Werk vermerkt, „nach der Natur gezeichnet". In der Weimarer Fürstengruft, die der Staatsminister Goethe selbst zusammen mit dem Baudirektor geplant hat, wird er an der Seite seines Freundes Schiller beigesetzt. Bei der Trauerfeier steht der Sarg auf einem alten gotischen Brautteppich aus Goethes Besitz. Es ist derselbe Teppich, über dem mehr als 82 Jahre zuvor in der Frankfurter Katharinenkirche der Neugeborene auf die Namen Johann Wolfgang getauft worden ist.

„Am 28sten August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt", berichtet Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und fügt gleich hinzu, die astrologische Konstellation sei günstig gewesen. Bis auf den Mond. „Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen."

Goethe erblickt das Licht der Welt in

Bitte umblättern

Familie Goethe im Park. Vorn der Kaiserliche Rat Dr. Johann Caspar Goethe mit seiner Frau, der „Frohnatur" Katharina Elisabeth geb. Textor, dahinter Johann Wolfgang mit seiner Schwester Cornelia. Eine Kopie des 1762 von Seekatz gemalten Bildes

Fortsetzung von Seite 51

einer Familie, die zur kleinen Oberschicht der alten Reichsstadt gehört und ihren Wohlstand seinem Großvater Friedrich Georg verdankt. Der, Sohn eines Hufschmieds, war aus der Heimat Thüringen nach Frankreich ausgewandert und hatte sich in der Seidenstadt Lyon niedergelassen. Er war Damenschneider. Was Bismarck, als dies erwähnt wurde, 1868 zu der mokanten Bemerkung veranlaßte: „Von Goethes Abkunft weiß ich nichts Genaues, aber das weiß ich, daß er eine Schneiderseele war."

Wir wären um unseren größten Dichter ärmer, hätte nicht König Ludwig XIV. im Jahre 1685 begonnen, die Protestanten zu vertreiben. Als Flüchtling kam Friedrich Georg Göthé, wie er sich nannte, nach Frankfurt, heiratete eine reiche Schneiderswitwe, die ihm einen großen Gasthof mit in die Ehe brachte, betätigte sich auch als Weinhändler und machte ein ansehnliches Vermögen. Er hinterließ 90 000 Gulden. Seinen Sohn Johann Caspar, der dann Goethes Vater wurde, ließ er die Rechtswissenschaften studieren.

Aber die Hoffnung auf ein Amt in der Verwaltung der Stadtrepublik Frankfurt erfüllte sich nicht. Daraufhin kaufte sich Dr. Johann Caspar Goethe für 313 Gulden den Titel eines Kaiserlichen Rats. Eine Tätigkeit war damit nicht verbunden. Der Rat lebte vom ererbten Vermögen in seinem stattlichen Haus am Frankfurter Hirschgraben und widmete sich seinen Liebhabereien. Erst spät entschloß er sich zur Ehe. Katharina Elisabeth Textor, 21 Jahre jünger als er, entstammte einer alten Juristenfamilie.

Zur Zeit von Johann Wolfgangs Geburt ist der Vater 39, die Mutter 18 Jahre alt. „Vom Vater hab' ich die Statur / Des

Bitte umblättern

Käthchen Schönkopf. Für sie entflammte der 16jährige Goethe als Jurastudent in Leipzig

Friederike Brion, Goethes große Jugendliebe. Das Bildnis ist wahrscheinlich nicht lebensecht

Charlotte Buff, das Wetzlarer Vorbild der Lotte in Goethes „Die Leiden des jungen Werthers"

Lili Schönemann, nach Goethes eigenen Worten die erste und die letzte, die er wahrhaft liebte

Charlotte von Stein, die Weimarer Hofdame, die Goethe Manieren beibrachte. Ihre an Spannungen reiche Bindung dauerte zehn Jahre

Christiane Vulpius wurde 1806, 18 Jahre nach Beginn ihres Zusammenlebens, Goethes Ehefrau

Marianne von Willemer entzückte den alten Goethe und durfte am „West-östlichen Diwan" mitdichten

Ulrike von Levetzow, Goethes letzte, tragische Liebe. Der Dichter, 73, wollte die 19jährige heiraten

Goethe in der Campagna. Das berühmte Bild des Malers Tischbein zeigt den 38jährigen Dichter, der 1786 nach Italien geflohen war, um Abstand von den Weimarer Verhältnissen zu gewinnen, in denen seine Schöpferkraft erlahmt war. Erst 1788 kehrte Goethe zurück

Titelblatt einer „Werther"-Ausgabe von 1775; Illustration einer Szene aus „Götz von Berlichingen" von Goethes Freund Tischbein. Mit „Götz" und „Werther" begann 1773/74 Goethes Ruhm

Goethes Haus am Weimarer Frauenplan. Herzog Karl August schenkte es ihm 1794. Vorher hatte der Dichter darin zur Miete gewohnt. Schon zu seinen Lebzeiten wurde es eine „Wallfahrtsstätte"

Das Weimarer Schloß nach dem Brand von 1774 in einer zeitgenössischen Darstellung. Als Goethe 1776 an den Weimarer Hof kam, herrschten dort beengte Verhältnisse. Das geistige Leben jedoch blühte auf

Diese „Luxemburger Landschaft mit Freiheitsbaum" zeichnete und aquarellierte Goethe 1792 auf dem Rückzug der Verbündeten vom Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich. Zeichnen war von kleinauf sein großes „Hobby"

Fortsetzung von Seite 53

Lebens ernstes Führen / Vom Mütterchen die Frohnatur / Und Lust zu fabulieren", bedichtet Johann Wolfgang Goethe später das, was ihm diese gegensätzlichen Naturen mitgegeben haben. Über seine Statur wissen wir, daß er von hohem Wuchs war, mit etwas zu kurzen Beinen, was in späteren Jahren seinen Gang etwas behinderte. Der alte Goethe pflegt den Nachteil geschickt zu kaschieren, indem er zumeist einen ziemlich weit herabreichenden dunklen Rock trägt.

Eine Frohnatur ist er freilich nicht. Viel eher das, was man einen schwierigen Menschen nennt, schwankenden Stimmungen unterworfen, bezaubernd freundlich im einen, abweisend kühl im nächsten Moment, empfindlich und hypochondrisch. Keine zwanzig Stunden lang sei er in seinem langen Leben glücklich gewesen, sagt er als alter Mann.

Die „Frau Rat" ist tatsächlich eine Frohnatur, mit dem Herzen auf dem rechten Fleck, die redet und schreibt, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. „Jammerschade! Daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder se-

Zur Mathematik hatte der Dichter kein positives Verhältnis

hen!" sagt sie einmal. Ihr Erzählvorrat an Märchen und Anekdoten ist schier unerschöpflich. Die antiken Plastiken, die ihr Mann gesammelt hat, bezeichnet sie als seine „Nacktärsche". Als ihr Sohn sich in Weimar mit Christiane Vulpius liiert, nennt sie die Gefährtin ihres „Hätschelhans" schlicht seinen „Bettschatz". Mit ihrer erfrischenden Natürlichkeit und der Kraft ihres Gemüts schafft sie den Ausgleich zum nüchternen und strengen Wesen von Goethes Vater.

Der Kaiserliche Rat kümmert sich intensiv darum, daß sein Sohn umfassende Kenntnisse erwirbt. Johann Wolfgang wird von Privatlehrern und vom Vater selbst unterrichtet. Latein, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch und Englisch wecken seinen Sprachensinn und seine Kunst, das Wort zu beherrschen. Dazu kommen Geschichte und Naturwissenschaften; zur Mathematik kann er sein Leben lang kein positives Verhältnis gewinnen.

Ein Schreibmeister bringt ihm eine schöne Handschrift bei – noch im Alter mißfällt Goethe nichts so wie ein undeutlich geschriebener Brief. Dem Heranwachsenden, der zum Studium der Rechte bestimmt wird, vermittelt der Vater erste juristische Kenntnisse. Eine systematische Schulbildung im späteren Sinne kommt dabei allerdings nicht zustande. Der Junge lernt spielerisch das, was sein Interesse fesselt. „Nur nicht als Profession getrieben! Das ist mir zuwider. Ich will alles, was ich kann, spielend treiben, was mir eben kommt und solange Genuß

Bitte umblättern

„Goethe in seinem Arbeitszimmer, seinem Schreiber John diktierend", wurde 1829 von J. J. Schmeller gemalt. Der zu dieser Zeit 80jährige Dichter und Minister beschäftigte in seinem Stab allein drei Schreiber. „Er diktierte, als läse er aus einem Buch"

Dieser „Farbenkreis" wurde von Goethe eigenhändig skizziert. Daß die Fachwissenschaft seiner „Farbenlehre" nicht folgen wollte, hat ihn tief getroffen. Mehr Erfolg hatte der Forscher Goethe bei seiner Beschäftigung mit der Anatomie des Menschen: Er entdeckte den Zwischenkieferknochen

Besonderes Interesse bei der Erforschung der Natur widmete Goethe der Mineralogie. Er legte umfangreiche Sammlungen, darunter die hier abgebildete Sprudelsteinsammlung, an

Fortsetzung von Seite 55

daran währt. So hab' ich in meiner Jugend gespielt unbewußt; und so will ich's bewußt fortsetzen durch mein übriges Leben."

Über sein Leben zurückblickend, sieht man, wie ihm alles zum Bildungserlebnis wird. Sei es das Puppentheater, das die Großmutter den Kindern schenkt, seien es die Besuche im französischen Theater während der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen im Siebenjährigen Krieg, eine antike Statue oder das Straßburger Münster, ein Gemälde, ein Mineral oder eine Naturerscheinung. Er ist ein unersättlicher Leser. Er bildet sich durch Beobachtungen auf seinen Reisen in die Schweiz und nach Italien wie durch Gespräche mit bedeutenden Menschen. Während seiner Zeit an der Universität Leipzig etwa mit dem Maler Adam Oeser, bei dem er Zeichenunterricht nimmt – Zeichnen ist lebenslang sein „Hobby" – und der ihm die Kunst der

Schlüsselerlebnis: Die Begegnung mit Herder in Straßburg

Antike erschließt: „Die Statuen und größeren Bildwerke der Alten bleiben Grund und Gipfel aller Kunstkenntnis!" Entscheidend für den jungen Dichter wird während seiner Straßburger Studentenzeit das Zusammentreffen mit dem Philosophen und Dichter Johann Gottfried Herder, einem evangelischen Geistlichen. Herder weckt das Verständnis für die Volkspoesie, weist ihn auf Shakespeare hin, auf Homer, auf Rousseau. Diese Begegnung ist ein Schlüsselerlebnis, wie wir heute sagen.

Zu denen, die den jungen Mann beeindrucken, gehört der Schweizer Pfarrer und philosophische Schriftsteller Johann Kaspar Lavater, der als einer der bedeutendsten Männer gilt in jenen Tagen. Er lehrt, daß sich in der Physiognomie des Menschen seine Seele und sein Charakter ausdrücken, daß man folglich daraus Schlüsse ziehen könne. Wobei Lavater freilich erleben muß, daß einer, dem er besondere Sanftmut und liebevolle Menschenbehandlung attestiert, sich als der Scharfrichter von Schaffhausen zu erkennen gibt.

Ein Genie der Selbstbildung in seinem Drang nach Erkenntnis von Mensch und Natur und dessen, „was diese Welt zusammenhält", strebt Goethe – je älter er wird, desto mehr – nach der Zusammenfassung allen Wissens und Forschens, nach Universalität, nach Verwirklichung des Ideals der Humanität. Aus der Enge der deutschen Kleinstaaterei erhebt er sich schließlich in ein Reich des Geistes, in dem kein Sinn für Grenzen ist.

Deutschen Nationalisten, die ihn scharf kritisieren, hält er in den von seinem Mitarbeiter Eckermann gesammelten

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 57

Gesprächen entgegen: „Ich haßte die Franzosen nicht. Wie hätte ich eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte! Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen *über* den Nationen steht. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Die Entwicklung des suchenden und erkennenden Goethe spiegelt sich in seinem dichterischen und schriftstellerischen Werk. Von den frühen Gedichten bis zu seinem erschütternden Alterswerk der „Marienbader Elegie". Von dem epochemachenden Brief- und Tagebuch-Roman „Die Leiden des jungen Werthers" bis zu dem Bildungsroman „Wilhelm Meister". Vom Sturm-und-Drang-Drama „Götz von Berlichingen" über „Clavigo", „Stella", die klassische „Iphigenie auf Tauris", „Egmont" und „Tasso" bis zum erst spät vollendeten „Faust". In den Epen „Reineke Fuchs" und „Hermann und Dorothea", in seinen naturwissenschaftlichen Schriften wie der „Farbenlehre", in seinen Epigrammen, in seinem Briefwechsel.

Bildendes Erlebnis, eingeschmolzen in sein Werk, wird ihm auch und vor allem die lebenslange Erfahrung des Menschlich-Allzumenschlichen.

Im Oktober 1765 beginnt der 16jährige Goethe an der Universität Leipzig das Studium der Rechte, das er bald vernachlässigt. Das elegante Leipzig, das als ein „Klein-Paris" gilt, zieht ihn in seinen Bann mit seinem reichen kulturellen Leben, mit seinen Festen und vergnüglichen Gesellschaften. Er hört Literaturvorlesungen, zeichnet, schreibt. Und intensiv widmet er sich den „Mädgen". Viele Annetten und Augusten bedichtet er, darunter die Schwester eines Studiengenossen, die in Dresden wohnt und die er nie gesehen hat.

Leibhaftig zugegen aber ist in Leipzig Käthchen Schönkopf. Die Schönkopfs halten eine Mittagstafel für Pensionsgäste, die 20jährige hilft bedienen. Goethe erfaßt eine feurige Leidenschaft. In seinen Briefen rast er vor Eifersucht. Wie weit Käthchen Schönkopf, schon mit einem anderen verlobt, ihn ernstgenommen hat, ist nicht festzustellen. Während der Leipziger Zeit schreibt er sein Schäferspiel „Die Laune des Verliebten". Seine Erlebnisse und die Qualen seiner Liebe zu Käthchen sind hineinverwoben. Er berichtet darüber in der unvollendeten Selbstbiografie „Dichtung und Wahrheit":

„So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was

Goethes Gartenhaus am Ilm-Park in Weimar. Herzog Karl August schenkte es ihm 1776, wenige Monate nach seiner Ankunft. In der ersten Zeit schlief Goethe auch hier, auf einem Fichtengestell mit einem Strohsack

Das „Juno"-Zimmer im Haus am Frauenplan. Hier empfing der alte Goethe seine vielen Besucher aus ganz Europa. Der Raum ist bis heute genauso belassen, wie Goethe ihn hinterließ

August von Goethe (1789–1830). Bei der Erziehung seines einzigen Sohnes hatte der Dichter keine glückliche Hand, ebensowenig, als er Augusts Ehe stiftete. August, labil und untüchtig, wurde durch väterliche Protektion Kammerherr am Weimarer Hof

Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes herzoglicher Freund

Johann Peter Eckermann, Mitarbeiter Goethes in seinen letzten Jahren

Ludwig van Beethoven: Sein Wesen gefiel Goethe so wenig wie.seine Musik

mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen als mich im Inneren deshalb zu beruhigen. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession."

Mit Käthchen Schönkopf beginnt in Goethes Leben jenes beliebte Kapitel „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", um mit den Schlußworten seines „Faust" zu sprechen. Es zeigt einen Menschen, der Nähe und Liebe sucht, aber echte Bindung scheut. Der zuweilen tief empfindet, zuweilen tändelt. Der flieht, wo er vielleicht kämpfen sollte. Und der sich am Ende in den Augen von Freunden und anderen Zeitgenossen – bei aller Verehrung, bei allem Respekt – einigermaßen zum Narren macht bei seinem letzten, erschütternden Erlebnis.

1770, Student in Straßburg, unternimmt Goethe zu Pferde Ausflüge ins Elsaß, gemeinsam mit Freunden. Einer von ihnen führt ihn bei Verwandten in dem Dorf Sesenheim ein. Pastor Brion und seine Frau haben ein gastfreundliches Haus und zwei hübsche Töchter. Noch nach vierzig Jahren, bei der Aufzeichnung von „Dichtung und Wahrheit", sieht Goethe seine berühmteste Jugendliebe, die 18jährige Friederike Brion, vor sich „in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit". Vom Oktober 1770 bis zum August des folgenden Jahres dauert das Glück. Dann, vom Pferde herab, reicht der 22 Jahre alte Student dem Mädchen mit den „gewaltigen blonden Zöpfen" die Hand zum Abschied. Er muß und er will auch zurück nach Frankfurt.

„Ich ging, du standest und sahst zur Erden / Und sahst mir nach mit nassem Blick." Bis dahin ist er ein keineswegs einzigartiger Rokoko-Poet. Herder mit seinem Hinweis auf die echte Volkspoesie hat den originalen Dichter in ihm geweckt. Hier ist er's zum erstenmal. Sein Gedicht „Willkommen und Abschied" bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche in der deutschen Lyrik.

Es macht Goethe nicht kleiner, wenn man sagt, daß dies mit dem lebenslangen Unglück einer Frau erkauft worden ist. Der Dichter Reinhold Lenz, der Friederike nach Goethe umwirbt, spricht von einem „Menschen, welcher kam / Und ihr als Kind das Herze nahm". Noch einmal sehen sie einander wieder, als Goethe acht Jahre später auf einer Schweizreise in Sesenheim einkehrt. Danach spricht sie nie mehr von ihm. Sie bleibt unvermählt und stirbt mit 71 Jahren in Meißenheim bei Lahr.

Im Jahr nach Sesenheim ist Goethe Referendar am Reichskammergericht in Wetzlar. Im Hause des verwitweten Amtmanns Buff waltet Lotte, die 19jährige Tochter, als Hausmütterchen und versorgt ihre 12 Geschwister. Lotte wird zur berühmtesten Figur des berühmtesten Romans der Zeit, „Die Leiden des jungen Werthers", den Goethe zwei Jahre danach schreibt. Eine leidenschaftliche Liebe zu Lotte hat ihn ergriffen. Aber er ist auch mit ihrem Verlobten Kestner befreundet. Ihm hinterläßt er einen Zettel, als er ohne Abschied überstürzt abreist: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten."

Auf der Rückreise nach Frankfurt besucht er in Ehrenbreitstein die befreundete Familie La Roche – und findet Trost bei der Tochter Maximiliane, einem zierlichen, schwarzhaarigen Mädchen. Als „Maxe" den Frankfurter Kaufmann Pietro Antonio Brentano heiratet, setzt Goethe den Kontakt fort. Aber Brentano hat dafür kein Verständnis. Es kommt zu Eifersuchtsszenen, und die Beziehung endet. Später wird Maximilianes Tochter Bettina dem alten Goethe allerhand zu schaffen machen.

1773 erscheint Goethes „Götz von Berlichingen". Mit Hilfe des Darmstädter Kriegsrats Merck, der nun sein großer Freund, Förderer und Anreger ist und mit dem er auch eine Zeitschrift redigiert, hat er sein Manuskript bearbeitet und druck-

„Werther" macht Mode: blauer Frack und gelbe Weste

reif gemacht. Sie schicken den „Götz" an literarische Freunde, an Rezensenten in ganz Deutschland – und wenige Wochen später ist der junge Goethe ein berühmter Mann. Die literarische Jugend begeistert sich: Götz, ein edler, freier Held, ein Kerl mit Saft und Kraft! Man ist überschwenglich in dieser Zeit, in der die jungen Leute nach Freiheit dürsten. Der rauhe Ton des Götz wird der Stil der jungen Genies dieser Sturm-und-Drang-Zeit.

Diese Sprache ist nicht zuletzt das Geheimnis des Erfolges. Goethe, nun der unbestrittene Anführer der Stürmer und Dränger, entwickelt aus dem kräftigen Götz-Wort, welches das bekannteste aller Goethe-Zitate wird, sogleich ein ganzes Programm gegen die Spießbürger seiner Zeit: „Weisen wir so diesen Philistern / Kritikastern und ihren Geschwistern / Wohl ein jeder aus seinem Haus / Seinen Arsch zum Fenster hinaus!"

Als ein Jahr später „Die Leiden des jungen Werthers" erscheint, bricht ein Werther-Fieber aus. Deutschlands junge Genies und solche, die sich dafür halten, legen nach dem literarischen Vorbild „Werther-Mode" an: blauen Frack und gelbe Weste. Auf viele Jahre hinaus ist Goethe nun für jedermann in erster Linie der „Autor des Werther" – so wie er später der „Autor des Faust" sein wird. Der ruhmverklärte junge Autor verkehrt nun in den ersten Frankfurter Familien. Als er das Haus der Bankiersfamilie

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 59

Schönemann besucht, sitzt am Flügel eine hübsche, elegante Blondine und spielt eine Sonate: die sechzehnjährige Lili Schönemann ist eine Dame von Welt.

„Sie war in der Tat die Erste, die ich tief und wahrhaftig liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen ist; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener ersten verglichen nur leicht und oberflächlich."

Das klingt hart, in bezug auf all die anderen. Goethe und Lili verloben sich. Die Familien sind dagegen. Der Rat Goethe wünscht keine „Staatsdame" als Schwiegertochter. Lilis Brüder stehen Goethe feindlich gegenüber. Aber so leicht läßt Lili nicht locker. Um den Widerständen zu entgehen, schlägt sie sogar vor, nach Amerika auszuwandern, das würde sie auf sich nehmen. Goethe aber fühlt sich in dieser Verbindung gefangen. Er flieht auf eine Reise in die Schweiz, nach der Rückkehr löst er das Verlöbnis. Dann verläßt er auch Frankfurt für immer.

Der junge Erbprinz Karl August von Sachsen-Weimar hat bei Besuchen an den Höfen in Darmstadt und Karlsruhe an Goethe Gefallen gefunden und ihn in seine Residenz eingeladen. Jetzt nimmt Goethe die Einladung an. Am 7. November 1775, fünf Uhr morgens, trifft der 26jährige in Weimar ein.

Das ganze Herzogtum zählt noch keine 100 000 Einwohner, Weimar selbst, halb Stadt, halb Dorf, rund 6000. Das Schloß ist ausgebrannt, es dauert noch viele Jahre, bis es wieder aufgebaut werden kann. Die 36jährige Herzogin-Mutter Anna Amalie, der seit kurzem regierende 18jährige Herzog und seine um ein Jahr jüngere Gemahlin Luise wohnen in stattlichen Bürgerhäusern, die man zu „Fürstenhäusern" ernannt hat. Die Hofgesellschaft umfaßt etwa 60 Personen.

Geistiger Mittelpunkt des Hofes, der in den nächsten Jahren zum „Musenhof" wird, ist die kulturbeflissene Herzogin-Mutter. Ihr Sohn Karl August interessiert sich hauptsächlich für Jagd, Militär und Frauen. Er hat Goethe nicht als Dichter an seinen Hof geholt und zieht ihn schon bald zu Regierungsgeschäften heran.

Im Juni 1776 wird Goethe zum Geheimen Legationsrat und Mitglied des „Conseil", des obersten Regierungsorgans, ernannt, drei Jahre später zum Geheimrat. Am 10. 4. 1782 erhebt ihn Kaiser Joseph II., dessen Krönung Goethe als Kind in Frankfurt miterlebt hat, auf Antrag des Herzogs in den Adelsstand. 1815 wird er wirklicher Geheimer Rat, Exzellenz und Staatsminister.

Acht Tage nach seinem Eintreffen in Weimar lernt Goethe die Frau des Oberstallmeisters von Stein kennen. Charlotte von Stein, 33, sieben Jahre älter als Goethe, ist eine kleine, schwarzhaarige Frau mit braunem Teint und großen dunklen Augen – eine Schönheit ist sie nicht.

„Sie haben mich wieder zum Dichter gemacht"

Denkmal einer großen Freundschaft: Goethe und Schiller vor dem Theater in Weimar

Diese unglücklich verheiratete Frau nimmt den Ankömmling „in die Mache", anders kann man es nicht nennen. Sie bringt ihm erst einmal Manieren bei. Der kühlen Hofdame ist es ein Greuel, wie Goethe sich aufführt.

Im blauen Wertherfrack mit gelben Hosen und halbhohen Stiefeln kommt er oft ins Zimmer gerannt und stürzt wieder hinaus. Er flucht an der Hoftafel. Er prescht zu Pferde mit dem Herzog, mit dem er sich duzt, über Land, wo sie manchmal den Bauern und den Mädchen wilde Streiche spielen. Wie der junge Karl August knallt Goethe oft mit einer großen Hetzpeitsche um sich.

All das gewöhnt Charlotte von Stein ihm ab. Ihm die Kunst des Menuett-Tanzens beizubringen, vermag freilich auch sie nicht. Trotz der vielen Tanzstunden, die Goethe in seinem Leben nimmt, lernt er es nie. Im Umgang mit Charlotte von Stein wird aus dem Goethe des Sturm und Drang der Klassiker. Die Abgeklärtheit und Reife, die er durch Charlotte gewinnt, offenbart sich in seiner „Iphigenie auf Tauris".

Zehn Jahre dauert die enge Beziehung, die längste Zeit, die Goethe je einer Frau gewidmet hat. Es wird viel spekuliert, „wie weit" die Liebe der beiden geht. Aber das bleibt ein „Räzel", wie Goethe, der sich über Orthografie und Grammatik sehr oft souverän hinwegsetzt, das Wort schreibt.

Als Goethe von seiner Fluchtreise nach Italien, die eindreiviertel Jahre gedauert hat, im Juni 1788 nach Weimar zurückkehrt, tritt wenige Tage später im Park ein hübsches Mädchen an ihn heran und überreicht ihm eine Bittschrift ihres Bruders. Und bald zerreißt man sich in Weimar die Mäuler: Die 23jährige Christiane Vulpius, mit immer unfrisiertem Lockenkopf und einem derben Leib, geht in Goethes Gartenhaus aus und ein. Der Bruch mit Charlotte von Stein ist die Folge.

Christiane, bis dahin Arbeiterin in Bertuchs Fabrik für künstliche Blumen, hat sehr wenig Geistiges. Aber Goethe freut sich an ihrer Lebenslust und ihrer Munterkeit. Ihr dichtet er seine Römischen Elegien auf den Leib. 1789, Christiane lebt längst in Goethes Haus, wird der Sohn August geboren, das älteste von fünf Kindern und einzige, das am Leben bleibt. Herzog Karl August steht Pate. Aber von der Weimarer Gesellschaft notgedrungen akzeptiert wird Christiane erst 1806. Mutig hat sie sich französischen Soldaten entgegengestellt, die beim Plündern auf Goethe eindringen wollen. In diesen unsicheren Kriegszeiten will er seine Geliebte materiell für die Zukunft sicherstellen. Er heiratet sie in aller Stille.

Fast drei Jahrzehnte, bis zu Christianes Tod 1816, lebt Goethe mit ihr zusammen. Die einzige Frau in seinem Leben bleibt sie in dieser Zeit nicht. 1807 verliebt er sich, der nun auf die Sechzig zugeht, im Hause des Buchhändlers Frommann zu Jena in dessen achtzehnjährige Pflegetochter Minna Herzlieb. Und bald ist da Marianne von Eydenberg, die Tochter eines Berliner Kaufmanns, die er auf seinen Badereisen in die böhmischen Kurorte immer wieder trifft. In Franzensbad wird 1808 die hübsche Silvie von Ziegesar, 23, seine Freundin. 1810 begegnet er in Karlsbad der ebenfalls 23jährigen Maria Ludovica von Österreich, der dritten Frau des Kaisers Franz. Zwei Jahre später sehen sie einander drei Wochen lang täglich in Teplitz und schreiben gemeinsam ein Lustspiel, „Die Wette". 1814 lernt er in Wiesbaden Marianne Willemer, die Frau eines mit ihm befreundeten Bankiers, kennen. Als „Suleika" verewigt er sie, und sie dichtet mit an seinem „Westöstlichen Diwan", stickt ihm türkische Pantoffeln und windet ihm einen Turban aus Mousseline ums Haupt. Christiane Goethe, geborene Vulpius, nimmt das alles ergeben hin, sie weiß, daß sie daran nichts ändern kann. Ärgerlich wird sie nur, als Bettina von Arnim, geborene Brentano – die Tochter jener „Maxe" aus Ehrenbreitstein –, in Weimar auftaucht und sich ziemlich aufdringlich gebärdet. Die 24jährige rückt dem alten Goethe auf den Schoß, wenn's irgend geht. Ihrem Freund Tieck hat sie anvertraut: „Weischt du, Tieck, vom Goethe muß ich um jeden Preis ein Kind haben – das muß ein Halbgott werden!" Goethe selbst ist froh, als die zudringliche Person aus dem Haus ist.

1823 fühlt sich der 73jährige Goethe zu der 19jährigen Ulrike von Levetzow hingezogen. Er fragt seinen Arzt, ob ihm eine Heirat bei seinem Alter schaden könne.

Fotos: Holger Stamme (17), Blauel, Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Edelmann, Jürgens, Ruhlich, Städel

Herzog Karl August, ins Vertrauen gezogen, lacht: „Alter, immer noch Mädchen!“ Aber Goethe ist es ernst. Der Herzog macht den Brautwerber, obwohl er den Freund nicht begreifen kann.
Mutter von Levetzow gelingt es schließlich, Goethes Eheplan leidlich taktvoll „abzubiegen“. „Keine Liebe war es nicht“, sagt Ulrike von Levetzow als uraltes Stiftsfräulein 1899. Der Dichter aber gestaltet seinen letzten Ausbruch des Gefühls, Entsagung und Überwindung zur „Marienbader Elegie“, die allein ihn in der Geschichte der Literatur unsterblich machen würde.
Freunde, denen er sich ganz aufschließt, hat der schwierige Mann in seinem langen Leben nur wenige. Den Kammerherrn Karl Ludwig von Knebel, der ihn mit dem Herzog Karl August bekannt gemacht hat, nennt er seinen „Urfreund“. Seit 1795 unterhält er einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Maurermeister und Musiker Karl Friedrich Zelter, dem Leiter der Berliner Singakademie.
Seine größte Freundschaft, die mit Friedrich von Schiller, erst nach anfänglich tiefer beiderseitiger Abneigung zustande gekommen, ist Teil der deutschen Literaturgeschichte. In dieser Verbindung erreicht die deutsche Klassik ihren Höhepunkt. Schiller ist es, der Goethe dazu veranlaßt, die seit Jahrzehnten unterbrochene Arbeit am „Faust“ wiederaufzunehmen. Dankbar schreibt ihm Goethe, der sich zum erstenmal wahrhaft verstanden fühlt: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut wie aufgehört hatte.“
Als Schiller nach zehnjährigem Freundschaftsbund 1805 stirbt, nur 45 Jahre alt, ist Goethe so tief erschüttert, daß er an Freund Zelter schreibt: „Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.“
Von den Mächtigen seiner Zeit beeindruckt ihn nur einer: Napoleon Bonaparte. Beim Feldzug der Verbündeten gegen das revolutionäre Frankreich 1792 hat Goethe nach der Kanonade von Valmy, nach der Preußen und Österreicher den Rückzug antreten mußten, angeblich erklärt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabeigewesen.“ Napoleon, Vollender und Überwinder der Revolution, läßt ihn 1808 beim Fürstenkongreß in Erfurt zu sich rufen. Der Kaiser, der angibt, sechsmal den „Werther“ gelesen zu haben, verleiht Goethe das Kreuz der Ehrenlegion. „Kommen Sie nach Paris!“
Aber daraus kann nichts werden. 1812, auf der Flucht von Rußland, kommt der Kaiser nachts durch Weimar. Einem seiner Adjutanten trägt er auf: „Lassen Sie meine Grüße an Monsieur Göt bestellen.“ Das ist das letzte, was Goethe von ihm hört. Er spricht von Napoleon als „mein Kaiser“. Man hat ihm das sehr verübelt.
Die Begegnung mit einem der Größten im Reiche der Künste befriedigt Goethe weniger. Bei einem Badeaufenthalt in Teplitz trifft er mit Beethoven zusammen, der ihm vorspielt. Für ihn ist Beethoven „eine leider ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht“.
Hätte man den Knaben Goethe gefragt, was er einmal werden wolle – mit Sicherheit hätte er nicht gesagt: Dichter. Denn Schriftstellerei ist damals kein Beruf.
Der junge Goethe studiert also nach dem Willen des Vaters Jura, recht nachlässig. Seine Doktorarbeit, die er in Straßburg vorlegt, wird abgelehnt. Als Lizentiat der Rechte kehrt er nach Frankfurt zurück; Doktor läßt er sich fälschlich aber gern nennen. Vom Vater unterstützt, führt er 1771/72 als Anwalt 27 Prozesse. Dann erlahmt sein Interesse.
Am Erfolg seines „Götz“, seines „Werther“ verdient er nicht nur kein Geld, sondern er verliert sogar welches. Den „Götz“ hat er im Selbstverlag herausgebracht und deshalb Schulden gemacht. Ein Urheberrecht gibt es noch nicht. Außerhalb des Stadtstaates Frankfurt kann jeder Goethes Werke nachdrucken, und das geschieht auch.
Sogar während der ersten Monate in Weimar muß er noch Schulden machen. Er lebt zwar als Gast des Herzogs, braucht aber ja auch Bargeld. Erst ab Sommer 1776, als Regierungsmitglied, bekommt er ein Gehalt: zunächst 1200 Taler pro Jahr. Seine letzte Gehaltserhöhung verzeichnet er 1816: 3000 Taler. Das berühmte Gartenhaus schenkt ihm der Herzog, ebenso wie 1794 das Haus am Frauenplan, in dem Goethe erst zur Miete wohnt.
Ab 1786 erzielt Goethe auch Einnahmen aus seinen Werken und wird der erste deutsche Autor, der von der Literatur leben kann. Cotta, sein letzter Verleger, zahlt ihm für die 13bändige Gesamtausgabe, die von 1806–1813 erscheint, 10 000 Taler. Aus der berühmten „Gesamtausgabe letzter Hand“, deren Veröffentlichung 1825 beginnt, erhält Goethe bis zu seinem Tode 72 500 Taler. Goethe ist auch, was seine materielle Existenz betrifft, ein erfolgreicher Mann.
An seinem letzten Geburtstag läßt sich der 82jährige noch einmal in den Thüringer Wald hinausfahren, nach Ilmenau. Er steigt zu der Jagdhütte im Wald hinauf. Dort hat er vor 52 Jahren, am 6. September 1780, eines seiner berühmtesten Gedichte auf die Wand geschrieben, und da steht es noch, nun unter Glas, denn dies ist ein literarischer Wallfahrtsort geworden ß „Über allen Gipfeln ist Ruh“. Über die letzten Zeilen sinnt der alte, gebeugte, klein gewordene Mann lange nach: „Warte nur, balde / Ruhest du auch.“
In seinen Werken lebt er fort. Wer seiner gedenken will am 150. Todestag, sollte ihn lesen. Viel gelesen wurde er nicht einmal zu Lebzeiten. Seine Berühmtheit verdankte er in erster Linie den Rezensenten und der „Mundpropaganda“ ihm wohlgesonnener, verbindungsreicher Frauen. Im übrigen ist es so gekommen, wie die klarblickende Mutter es ihrem Johann Wolfgang vorausgesagt hat: „Du und Schiller, Ihr seid hernach Classische Schriftsteller wie Horatz Lifius Ovid und wie sie alle heißen. Was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern – auslegen – und der Jugend einpleuen . . .“

Heinrich Bruckner

Die Geschenkidee zu Ostern, Geburtstag, Hochzeit, Jubiläum!

Echte Ölgemälde mit einem wunderschönen Holzrahmen. Sehr preiswert! Auf Wunsch kostenlose Zusendung von Farbfotos!

Bild 0-28
wunderschöne Herbstlandschaft

Bild 0-40
wunderschöne Gebirgslandschaft mit Bergsee

GALERIE G. S., Abtlg. P, Postfach 2049, 7640 Kehl

Größe mit Rahmen:	Bild Nr. 0-28 (Gewünschtes bitte ankreuzen!)	Bild Nr. 0-40
36 x 46 cm = 163 DM	☐	☐
48 x 58 cm = 196 DM	☐	☐
67 x 77 cm = 261 DM	☐	☐
77 x 107 cm = 373 DM	☐	☐

Preise einschl. MWSt., Porto + Verpackung per Nachnahme.
100 %iges Rückgaberecht bei Nichtgefallen.

Coupon: Bitte Ausschneiden und auf Postkarte kleben!

Name: _____
Straße: _____
Ort: _____
Datum/Unterschrift: _____

Nur schreckliche Männer ...

Zum Bericht über Neuguinea in PAN 1/82

Wenn ich zum Inhalt etwas sagen darf: Entsprechend dem PAN-Untertitel „Unsere herrliche Welt" hätte ich in „Masken und Menschen"

Beim Tanz der Krieger nicht zugelassen: Schönheit aus Neuguinea

nicht fast nur schreckliche Männer abgebildet – es fehlen einige freundliche Mädchengesichter!

Wilhelm Zimmermann
2390 Flensburg

Die Dinge des Lebens

Zum Vorwort in PAN 1/82

Ein Leser schrieb, daß Sie den Menschen eine heile Welt vorgaukeln würden. Mit meinen Zeilen möchte ich Sie ermuntern und bestärken, das aufzuzeigen, was in dieser fast zerbrochenen Welt noch heil ist. Ich habe das Morden im Zweiten Weltkrieg an vorderster Front in Ost und West miterlebt und war fünf Jahre in russischer Gefangenschaft. Nach dem Schrecklichen, was ich erlebt habe, ist mir eines geschenkt worden: zu erkennen, was die großen Dinge des Lebens sind, wie z. B. einem armen Menschen zuhören, ein Kind erfreuen oder einem Menschen durch Verstehen helfen, dasein für irgendeinen, der sich auf dieser schrecklichen Welt nicht mehr zu trösten weiß, oder einen Blumenstrauß verschenken, das sind die großen Dinge des Lebens. Die ganz kluge Welt mit ihren Examen und Armeen und Richtern aller Sorten ist nicht das Große und Notwendigste. Mit Ihrem PAN-Heft schicken Sie viele tausend Blumensträuße in die Welt. Dafür möchte ich mich herzlichst bedanken.

Josef Bornemann
4770 Soest/Westfalen

Prinzip: Freude fördert

Das Vorwort, dem ich voll zustimme, veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen: Aus der Beschäftigung mit esoterischen Zusammenhängen weiß ich, daß Gedanken – besonders aufbauende – die stärksten Wirkkräfte sind. Mit der gedanklichen Festlegung des Untertitels „Unsere herrliche Welt" war die Freude an PAN beim Leser und für den Unternehmer unabdingbar vorprogrammiert. Dies wird mit Sicherheit bleiben, solange dieser Gedanke unbeirrbar festgehalten wird.
Wir Menschen leben in der Polarität: Was mir gefällt, mag der Nachbar nicht. Die Polarität ist aber die Voraussetzung für das, was ich als schön empfinde. Aus dieser Tatsache erwächst die selbstverständliche und freudige Bejahung, daß der Nachbar auch entgegengesetzt fühlen könne. Solange ein Werk auch nur einem einzigen anderen Menschen Freude bringt, erfüllt es seine Aufgabe, die Menschen durch Freude zu fördern. Somit ist jeder Streit, ob dieses oder jenes auch Kunst oder wertvolle Kunst sei oder nicht, der Beweis dafür, daß sich die Streiter das Lebensprinzip der notwendigen Polaritäten noch nicht bewußt gemacht haben. Das freudige Ja zu mir selbst schließt immer das gleiche freudige Ja zum Nachbarn ein. Es ist die Macht positiven Denkens wie zu oben Absatz 1, die uns davon überzeugt.

Günter Herrmann
7813 Staufen

Es gibt nicht nur Lebensverdruß

Leider kenne ich PAN erst seit August letzten Jahres. Der Untertitel „Unsere herrliche Welt" machte mich einerseits neugierig: Was würde PAN alles an Herrlichem herausgreifen? Auf der anderen Seite machte es mich ehrlicherweise stutzig: Ist unsere Welt wirklich so herrlich?
Nun, ich finde, bei allen Ängsten und Sorgen, die die Welt zu beherrschen scheinen, gibt es doch noch diese unsere herrliche Welt. Daß Sie davon ein Stück zeigen und beschreiben, dafür kann man eigentlich nur dankbar sein. Ich stimme Herrn Burda und seinem Artikel im Januar-Heft voll und ganz zu. Es fällt doch auf, daß fast alle Wochen- und Monatszeitschriften vor allem auf politischem Sektor kaum mehr über positive Dinge berichten oder berichten können.
PAN liegt zwar auf einer anderen Ebene; aber ich halte es doch für außerordentlich wichtig, daß irgendwo auch das Schöne in dieser Welt einmal gezeigt und beschrieben wird. Daß gezeigt wird: Bei allem Lebensverdruß gibt es doch auch Lebensfreude, und das kann nicht oft und energisch genug betont werden! Ich hoffe, daß Sie so weitermachen! *Michael Köhler*
3110 Uelzen

Es ist doch der Lilienstein!

Zum Leserbrief „Es ist der Königstein", PAN 12/81

Ihr Bild in Nr. 10, Seite 48, ist richtig bezeichnet: Schandau mit Lilienstein. Der Königstein ist in dieser Perspektive nicht zu haben. Ich weiß das aus öfteren längeren Aufenthalten in Bad Schandau. Schon die Form des Berges ist eindeutig die des Liliensteins. Wer oft und lange dort war, weiß das.

Rochus Bernatzky
5481 Kreuzberg

Der in PAN 10/81, Seite 48, unten zu sehende Berg ist doch der Lilienstein. Ich muß das wissen: a) weil mein Schullandheim (König-Georg-Gymnasium Dresden) am Fuß des Liliensteins liegt. Es ist in der Bildmitte Seite 46/47 das Haus mit dem rauchenden Schornstein. Ich kenne daher die Gegend genauestens; b) weil das Bild dem großen Bildband „Felsenheimat Elbsandsteingebirge" (Lothar Stutte Verlag) entnommen ist (Seite 139), wo der Berg als Lilienstein genannt ist; c) weil allein schon der Form nach der gezeigte Berg nie der Königstein, sondern nur der Lilienstein sein kann.

Dipl.-Ing. Eberhard Kunze
7912 Weissenhorn

Narren gab's noch früher

Zu „Hexen, Spättle und Rungunkeln", PAN 2/82

Sie schreiben auf Seite 47, daß die ersten Narrenvereine erst um das Jahr 1840 urkundlich gegründet wurden; es muß aber gesagt werden, daß z. B. die Narrenzunft in Wolfach bereits 1816 erwähnt wurde. Das Bild auf Seite 53 links oben, auf dem eine Maske des Röslehansel abgebildet ist, war das Vorbild für die Larve des roten Röslehansel („Häs" mit roten Rosetten), das um 1960 neu entstand. Das Bild daneben stellt die Maske für das 1975 wiederbelebte schwarze Röslehansel (mit schwarzen Rosetten) dar. Auch dieses hat ein Vorbild aus dem 18. Jahrhundert (im Privatbesitz).
Ebenso wurde der Wolfacher gelb-blaue „Schellenhansel" nicht seit 1960, sondern schon seit 1934 wiederbelebt (bis 1934 gab es ihn in mehreren Farbvariationen).

Frank und
Steffen Schrader
7620 Wolfach

Hinweis bei Goethe

Zum Leserbrief „Das zweite Abendmahl", PAN 12/81

Herr Dr. Walter Beil machte in PAN 12/81 auf eine Kopie des „Abendmahls" in Ponte Capriasca aufmerksam. In Goethes Schriften „Ferneres über Kunst" findet sich eine Abhandlung von Joseph Bossi über Leonardo da Vincis Abendmahl zu Mailand. Danach sind mehrere Kopien entstanden und erhalten, auf die ich in diesem Zusammenhang aufmerksam machen möchte. *Hans Adler*
1000 Berlin 41

Wir sind da, wenn Sie uns rufen.

Das Herz von europ assistance ist die Telefonzentrale. Rund um die Uhr besetzt, können Sie dort immer jemand erreichen. Von hier wird dann die europ assistance-Vertretung des Landes informiert, in dem Sie Hilfe brauchen. Das bedeutet für Sie umgehende Hilfe vor Ort durch sprachkundige Mitarbeiter, die gezielt und der Notsituation entsprechend tätig werden.

Dabei kümmern wir uns im Krankheitsfall nicht nur um die ärztliche Versorgung, sondern auch um mitreisende Kinder. Auch wenn Sie ein Ersatzteil fürs Auto oder einen Rechtsanwalt bei juristischen Problemen benötigen, sind wir für Sie da. Selbst wenn Sie zuhause etwas vergessen haben oder im Urlaub z. B. die dritten Zähne verlieren, helfen wir. Kurz, was auch immer passiert – europ assistance steht zu Ihrer Verfügung.

Dabei kommen Ihnen die große Erfahrung von europ assistance und deren weltweite Verbindungen zu Gute. Nutzen Sie deshalb diese Sicherheit für ein sorgloses und unbeschwertes Reisen. In Europa und in der Welt.

Wenn Sie auf Auslandsreisen über aktive Sicherheit durch firmeneigene Korrespondenten in über 150 Ländern verfügen wollen, dann müssen Sie sich für europ assistance entscheiden. Bei Bedarf erhalten Sie in jedem Notfall schnelle und unkonventionelle Hilfe. Dabei spielt es keine Rolle, welcher Art der Notfall ist. Wir kümmern uns um Sie, wenn Sie krank sind, sorgen für die ärztliche Betreuung und bringen Sie auch – falls notwendig – per Flugzeug in die Heimat. Wir kümmern uns aber auch um Ihr Kfz bei Panne, Diebstahl oder Unfall. Egal, zu welcher Tageszeit Sie Hilfe benötigen, denn europ assistance ist rund um die Uhr für Sie da. Ein Anruf genügt. Wählen Sie 089/53 08 11.

Mit der Anmeldekarte erhalten Sie Ihr persönliches Sicher-Reisen-Abonnement, denn auf Ihrer nächsten Reise sollte die Sicherheit von europ assistance schon Ihr Begleiter sein.

Neu – jetzt auch in Deutschland.

SICHER-REISEN-ANTRAG
Für Ihre persönlichen Unterlagen.

Geschützte Personen:
Antragsteller + ____ weitere geschützte Personen
Geltungsbereich: ☐ Europa ☐ weltweit
Geltungsdauer: ☐ 1 Jahr ab _____ 19____
Geschütztes Kfz:

Fabrikat/Typ

amtliches Kennzeichen

Preis DM

gezahlt per
☐ Scheck
☐ Überweisung auf Konto Nr. 1515444, BLZ 70040041, Commerzbank München

europ assistance
Unser Job ist zu helfen

Indiens Götter hausten in hölzernen Prozessionswagen, bis die Hindus ihnen steinerne Tempel errichteten – wobei die „Rathas" als Baumuster dienten

Die himmlischen Wagen von Mamallapuram

Ein 2500-Seelen-Städtchen an der Südostküste Indiens ist Tummelplatz von Altertumsforschern, Religionswissenschaftlern, Kunsthistorikern, aber auch von Architekten aus aller Welt. Das Städtchen, einst Mamallapuram genannt, heißt heute „Mahabalipuram", was „Sieben Pagoden" bedeutet.

Und diese etwa 1250 Jahre alten Handskulpturen sind es auch, die das große wissenschaftliche Interesse erregen. Gäng doch von ihnen eine Kultur aus, die von rechtgeahrt wurde und die aber Jahrhunderte anhielt. Mahabalipuram wird auch die „Architektenschule des Hindeismus" genannt. Die Bauwerke, zum Teil aus Fels gemeißelt, zeigen höchstes künstlerisches und handwerkliches Können, und sie werden belebt von einer unglaublich bunt und phantastisch gestalteten Götterwelt.

Ebenso vielgestaltig und kunstvoll ist die Götterwelt auf einem Felsrelief dargestellt, das man wohl ob das größte der Welt ansehen darf. An einer 27 Meter langen und zehn Meter hohen, senkrechten Felswand ist die Hindumythologie in das Stein gehauen worden, sozusagen ein in

Fortsetzung auf Seite 71

Der Ufertempel, um 700 n. Chr. aus Granitblöcken errichtet, ist über Indien hinaus bekannt; er beherbergt drei der sieben Heiligenschreine, die dem Ort Mahabalipuram den Namen geben. Der dem Gott Shiva geweihte Bau diente auch als Leuchtturm. Von seinem hohen Firste strahlte nachts ein Licht

Auf solchen „Rathas", kunstvoll gestalteten hölzernen Tempelwagen, fuhren die Hindus jahrhundertelang ihre Götterfiguren durch das Land. Die Rathas waren Vorbild für die aus Felsen gehauenen „himmlischen Wagen" der Pallavakünstler – vor mehr als tausend Jahren . . .

Tempel, aus dem Fels gemeißelt

Fortsetzung von Seite 66

Stein gewordenes Glaubensbekenntnis.

Vieles wurde im Laufe der Jahrhunderte zerstört und vom Sand begraben. Aus dem jedoch, was erhalten geblieben ist, konnte noch so manches Geheimnis der alten indischen Kultur entschlüsselt werden. Und geheimnisvoll war Indien mit seinen Göttern und Dämonen, mit seiner märchenhaften höfischen Pracht und seinem Reichtum an Edelsteinen, Perlen, köstlichen Gewürzen und kostbarsten Seidenstoffen für die westliche Welt immer schon. Bereits Alexander den Großen (356–323 v. Chr.) zog dieses sagenumwobene Land magisch an. Er marschierte gegen Indien, doch der sonst so Siegreiche mußte diesmal aufgeben. Sein Expeditionsheer zwang ihn im Frühjahr 327 am Hyphasis, einem Nebenfluß des Indus, zur Umkehr. 1819 Jahre später machte sich Christoph Kolumbus auf den Weg nach Indien – und landete in Amerika. So blieb es der Wissenschaft unserer Zeit vorbehalten, das alte Indien zu entdecken und zu erforschen.

Im zweiten vorchristlichen Jahrtausend brach in den südrussischen Steppen ein hellhäutiges Nomadenvolk mit dem Namen „Arier" zu neuer Landsuche auf und gelangte dabei bis in die Gangesebene, wo es sich mit den dort lebenden dunkelhäutigen Drawiden vermischte. Auch die Religionen beider Völker verschmolzen miteinander, und daraus entwickelte sich der frühe Hinduismus, der Glaube an die Seelenwanderung.

Die Religion schrieb dem Hindu zwar genauestens vor, was er zu tun und zu lassen hatte, sagte aber nie eindeutig, an welchen Gott er nun eigentlich glauben sollte. Infolgedessen bildeten sich zahllose Sekten, die ganz verschiedene Götter verehrten. Einige Gottheiten allerdings waren seit jeher für den Hindu von großer Bedeutung; so Brahma, der Gestalter des Universums und Schöpfer der anderen Götter und aller Lebewesen, und Vishnu, der Erhalter des Universums. Shiva, der furchtbare Zerstörer, aber auch ständige Er-

Bitte umblättern

Aus einem Felsblock gemeißelt: der Draupadi Ratha (oben), fünfeinhalb Meter hoch. Vermutlich die erste steinerne Nachbildung der bis dahin üblichen Tempel aus Bambus und Palmwedeln. Der zweite Ratha (links), ebenfalls aus dem Bergrücken gemeißelt, ist bereits mit kunstvoll gestalteten Figuren geschmückt. Solche Fortschritte machten die Pallavakünstler innerhalb weniger Jahrzehnte. Vor dem Tempel schlugen sie Reittiere für die Götter aus dem Fels

Eindrucksvollstes Kunstwerk der Pallavas aus dem 7. Jahrhundert ist das wohl größte Felsrelief der Welt (ganz oben). Es stellt die „Herabkunft des Ganges" dar, des heiligen Stromes. Großartige Bildhauerarbeiten auch in vielen Höhlen der Umgebung: oben Gott Vishnu schlafend auf einer fünfköpfigen Schlange; rechts die Errettung der Hindus aus der Sintflut, die der erzürnte Indra über die Erde sandte

1300 Jahre alt: Das größte Relief der Welt

Fortsetzung von Seite 71

neuerer und Organisator der Seelenwanderung, galt immer schon als der mächtigste Gott. Allgemein verehrt wurden auch Indra, der Wettergott, und Durga, die Kriegsgöttin.

Der Niedergang des Hinduismus jedoch war vorprogrammiert, würde man heute sagen. Die Kaste der Brahmanen, der Priester, wurde immer mächtiger. Sie hatten aus der Sprache der Arier das „Sanskrit" entwickelt, die Sprache der Wissenschaft, die in Indien die gleiche Rolle spielen sollte wie das Lateinische in Europa.

Für den einfachen Hindu wurde dadurch die Religion immer unverständlicher und fremder, und im 6. Jahrhundert vor Christus fanden schließlich die Lehren des Gautama Buddha und Vardhamana Mahavira mehr und mehr Anhänger. Der Buddhismus (Erlösung durch die Bekämpfung der eigenen Leidenschaften) und der Jainismus (leugnet Gottheiten, glaubt aber an die ewige Seelenwanderung) verbreiteten sich über das ganze Land. Auch Herrscher nahmen die neuen Glaubensformen an und ließen nun die Brahmanen verfolgen.

Die Hindupriester flüchteten aufs Land, rodeten Urwälder und erneuerten bei den Bauern den alten Glauben. Kultbauten gab es in jener Zeit noch nicht. Jede Familie hatte ihre Götter in Hausaltären aufgestellt oder in kleinen Schreinen dorthin getragen, wo man ihre Hilfe erwartete. Priester und wohlhabende Bauern jedoch besaßen meist größere Figuren, die auf besonders geschmückten Wagen durch die Straßen gezogen wurden.

Etwa um 300 nach Christus tauchte in Südindien ein Volk auf, daß sich „Pallava" nannte. Die Pallavas sollen ursprünglich aus Persien gekommen sein, Forscher haben jedoch auch eine rassische Ähnlichkeit mit den Bardaranern im Nildelta herausgefunden. Die Pallavas bauten im Südosten Indiens ein mächtiges Reich auf. Sie führten zwar ständig und mit wechselndem Erfolg Krieg mit dem ebenfalls sehr mächtigen

Bitte umblättern

Mahabalipuram, das früher Mamallapuram hieß, war nach seiner Gründung im 7. Jahrhundert ein bedeutender Kriegs- und Handelshafen. Heute ist es ein verschlafenes Dorf. An Kultur aber hat es immer noch viel zu bieten

Ein Land der Götter und Dämonen

Fortsetzung von Seite 73

benachbarten Chalukya-Reich, kümmerten sich in der Hauptsache aber doch um ihre Handelsbeziehungen, die sehr einträglich waren.

Ihre Geschäftspartner saßen in Kambodscha, in Java, ja sogar in Ägypten, in Griechenland und in Rom. Sie exportierten Edelsteine, Perlen, feinste Seide, kostbare Gewürze, Edelhölzer und wilde Tiere, die die römischen Kaiser für ihre Zirkusspiele zu Tausenden benötigten. Die Waren wurden auf Schiffen über den Indischen Ozean zum Roten Meer gebracht; Karawanen beförderten sie von dort weiter zum Mittelmeer. Umgekehrt bekamen die Pallavas aus Afrika große Mengen an Gold geliefert, und die Römer schickten ihnen mundige Weine.

König Simhavishnu (574–600 n. Chr.) brachte das Reich durch die Eroberung von Andhra und dem Chola-Land zur höchsten Blüte. Sein Nachfolger Mahendravarman I. (bis 630), genannt Vichitrachitta, der Originelle, verfolgte im Namen des Jainismus Andersgläubige, ließ sie pfählen und zerstörte ihre Tempel. Der König war aber auch den Freuden des Lebens zugetan, feierte im Kreise schöner und kostbar gekleideter Frauen rauschende Feste und interessierte sich für Kunst und Literatur, verfaßte sogar das Schauspiel des Mattavilasa.

Und dann begegnete ihm Appar Nayanar, der große religiöse Dichter, der ihn zum Hinduglauben bekehrte. Mahendravarman I. baute nun zu Ehren Shivas so viele Tempel, daß er als Tempelbauer in die Geschichte Indiens einging. Jahrhundertelang waren Gebäude vornehmlich aus Holz errichtet worden; der König führte nun die Steinbauweise ein. Außerdem ließ er eine Vielzahl von Höhlentempeln aus dem gewachsenen Fels herausmeißeln.

Die ersten Steintempel müssen noch recht schlicht gewesen sein, auch die erhalten gebliebenen Höhlentempel hatten nur einen einfachen Vorraum mit mehreren Säulen und einer oder zwei Kapellen dahinter. Aber schon unter Mahendravarman I. entwickelten die Pallavas einen eigenen Baustil, der unter Narasimhavarman I. Mamalla, dem „großen Streiter" (bis 668), eine Vollkommenheit erreichte, die dann für viele Jahrhunderte ein Vorbild nicht nur für die südindische Tempelbauweise wurde.

„Der Streiter" führte ständig Krieg mit dem Chalukya-Reich und baute einen wichtigen Kriegshafen in Kadalmallei, das später umbenannt wurde in Mamallapuram und heute Mahabalipuram heißt.

Die Tempel, die er in Kadalmallei errichten ließ, waren bereits mehrstöckig und wurden von einer Vielzahl aus Stein gehauener Säulen getragen. Auch die Plastiken, die die Tempel schmückten, erhielten immer feinere Züge und wurden überlebensgroß. Aus jener Zeit sind auch einige Fragmente von Wandgemälden erhalten, die ebenfalls von hohem künstlerischem Können zeugen und zu den besten Werken im Indien des 7. Jahrhunderts zu zählen sind.

Narasimhavarman ließ in der Stadt aber auch mehrstöckige Höhlentempel bauen. Ebenso müssen aus jener Zeit die Felsreliefs stammen, von denen das größte einst die Zitadelle schmückte. Es stellt die „Herabkunft des Ganges" dar, wobei der Spalt in der Mitte des Reliefs der heilige Strom sein soll. Nach dem Glauben der Hindus fällt er vom Götterberg Meru auf die Erde herab. Von überall kommen Menschen und Tiere, Zwerge und andere Fabelwesen an den Fluß – eine fantasievolle Darstellung der Hindumythologie.

An den fünf Rathas, den „Himmlischen Wagen", ist die Weiterentwicklung der Architekten, Baumeister und Steinmetze abzulesen. Erst meißelten sie den kleinsten Ratha aus dem gewachsenen Fels; dann wagten sie sich an immer größere Bauwerke, vervollkommneten dabei ihren Stil und verwirklichten zudem immer wieder neue Ideen. Die Rathas sind Göttern geweiht; und damit diese jederzeit ihr Heim verlassen konnten, wurden ihnen steinerne Reittiere vor die Tür gestellt. Diese Tiere sind ebenfalls alle aus einem Stück Stein gemeißelt.

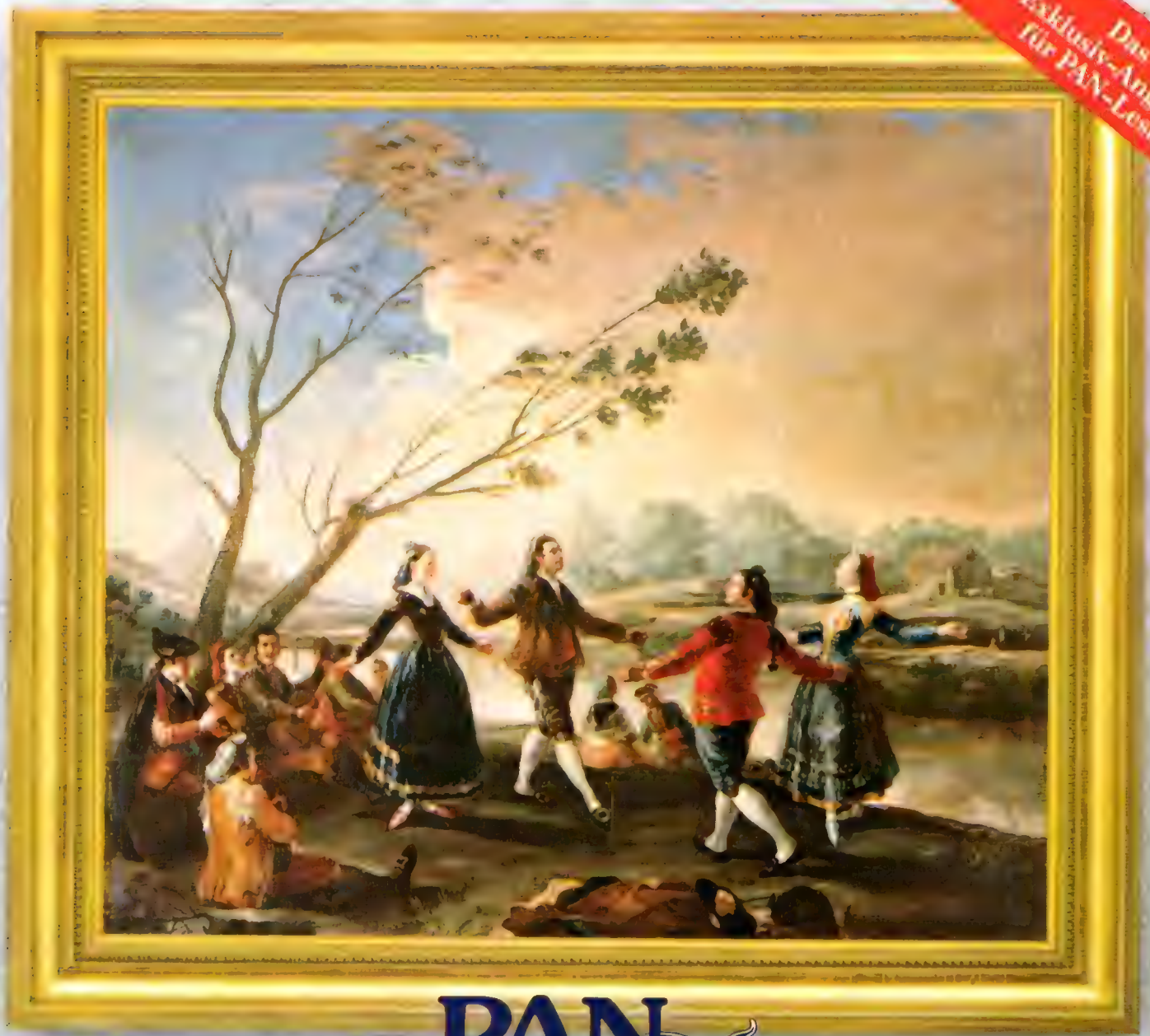
Shiva muß von den Pallavas besonders verehrt worden sein. Zu seinen Ehren gab es die meisten Figuren, die ihn allerdings immer wieder anders darstellten: von Shiva sind insgesamt 1001 verschiedene Formen bekannt. Meist jedoch ist er tanzend zu sehen.

Die nachfolgenden Pallavakönige bauten im Land weitere Tempel; so Narasimhavarman II. Rajasimha um 674 den Ufertempel in Kadalmallei, der wiederum Shiva geweiht war. Und sie führten viele Kriege, bis sie im Jahre 885 von den Cholans vernichtend geschlagen wurden. Dabei sind viele ihrer Kultbauten zerstört worden. Die Pallava-Baukunst jedoch lebte weiter.

Auch der Hinduismus breitete sich immer mehr aus, zu dessen Renaissance die Pallavas mit ihrer Verehrung für die Götter und ihrem Reichtum sehr viel beigetragen hatten. Heute sind von den rund 550 Millionen Indern etwa 85 Prozent Hindus. Und zum einstmals so mächtigen Buddhismus bekennt sich nicht einmal mehr ein Prozent der Bevölkerung.

Johannes Auerbach

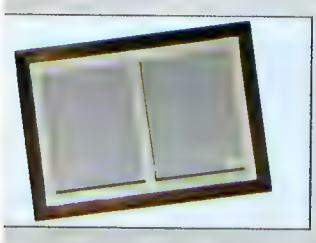
Das Exklusiv-Angebot für PAN-Leser



PAN GALERIE
DER GROSSEN MEISTER

Entdecken Sie die Faszination wahrhaft großer Meisterwerke in Ihren eigenen vier Wänden.

In jeder Ausgabe von PAN finden Sie einen ausführlichen Bericht über einen großen Maler mit vielen eindrucksvollen Reproduktionen seiner schönsten Werke.



Die Leinwand ist, wie bei einem echten Gemälde, von Hand auf den Rahmen gespannt.

In diesem Heft ist es Francisco de Goya, Hofmaler und Kritiker seiner Zeit, Maler heiterer Szenen und düsterer Bilder – einer der ersten „Impressionisten".

Sein Gemälde „Tanz am Ufer des Manzanaras" wurde von einer Jury unseres Hauses – bestehend aus Kunstsachverständigen und Redakteuren – als „Meisterwerk des Monats März 1982" ausgewählt.

Aufwendig reproduziert und exklusiv gerahmt von einer Spezialdruckerei, wird die fast plastische Wiedergabe und die brillante Farbqualität auch Sie begeistern. Ebenso wie die außergewöhnlich hochwertige Weiterverarbeitung: Die Leinwand ist – wie bei echten Gemälden – von Hand über einen Rahmen gespannt und dann in einen zu Größe und Motiv passenden, speziell dafür entwickelten goldfarbenen Zierrahmen (58,5 x 52,0 cm) eingepaßt.

Dieses „Meisterwerk des Monats März 1982" ist das neunte Motiv der faszinierenden Sammlung PAN-Galerie der großen Meister, die ständig um ein neues Motiv eines bedeutenden Malers erweitert wird.

Sie erhalten Goyas stimmungsvolles Gemälde als Reproduktion mit passendem Rahmen (58,5 x 52,0 cm) und Aufhänger, im stoßgesicherten Versandkarton, zum besonders günstigen Direktbezugspreis von DM 198,– incl. Porto und Verpackung, per Nachnahme oder gegen Verrechnungsscheck. Sollte Sie diese Reproduktion nicht restlos begeistern, schicken Sie die komplette Sendung innerhalb einer Woche zurück. Sie erhalten dann umgehend Ihr Geld zurückerstattet.

Wenn Sie dieses großartige Kunstwerk besitzen möchten, schreiben Sie einfach eine Postkarte an Kunstversand Hanne Vögele, Burgweg 19–21, 7230 Schramberg. Oder noch einfacher: Sie verwenden die Leserservice-Karte Nr. 3 vor der letzten Umschlagseite dieser PAN-Ausgabe.

Sammeln Sie mit und freuen Sie sich schon bald an Ihrer eigenen, ganz persönlichen PAN Galerie der großen Meister.

Zwei Kannen ①, Fayence und Irdenware (r.); bemalt mit einem Motiv des holländischen Malers Ostade (1610–85). Lieblingsmotiv um 1884: Fudschijama, Japans heiliger Berg ②

Vorbild war offenbar japanisches Steinzeug: Gallé modellierte diese Katzen 1884–89. Sie sind 33 Zentimeter hoch

Kunst, die aus dem Fernen Osten kam

„Jäger und Jägerinnen" heißt das Service von 1882–84, zu dem die Kaffeekanne ① mit Vogelkopfausguß und Löwenmaske gehört. Mit Muscheln und Schiffen bemalt: Vase ② von 1889

Grotesker Einfall, um 1882–84 als Fayence mit weißer Zinnglasur verwirklicht: Kanne in Gestalt einer Heuschrecke im Krönungsornat. In der Krone die Einfüllöffnung. Die Beine sind als Henkel gestaltet

Wenn es um Politik ging, konnte Gallé tierisch-ernst sein

Blumen, Tiere und fernöstliche Figuren sind charakteristisch für Gallés Keramik: ① Kugelige Vase mit Blüten, Blättern und Vogel; ② Möpse mit Bismarck-Gesicht – der Künstler war ein Patriot; ③ Musikant mit Mandoline und Trommel als Kanne; ④ Teller mit Immergrün und Sinnspruch, ⑤ Teller, verziert mit der Flamingoblume

Fortsetzung von Seite 77

Ab 1863 betätigte sich der Botanikstudent Emile als „künstlerischer Mitarbeiter" im väterlichen Geschäft. Die Weltausstellung von 1867 brachte neue Ehren, was Emile besonders freute, weil auch er einige Entwürfe beigesteuert hatte. 1874 betraute der Vater seinen Sohn mit der künstlerischen Leitung der Werkstätten, die er inzwischen aufgebaut hatte. In den folgenden Jahren machte Emile Gallé sowohl als Publizist von botanischen Abhandlungen wie auch als Künstler von sich reden. Nach etlichen Auszeichnungen bei

Ausstellungen wurde er 1884 in die Ehrenlegion aufgenommen. 1889 wurde ein Jahr des Triumphs: Bei der Pariser Weltausstellung erhielt die Firma den Großen Preis für Glas, eine Goldmedaille für Keramik und eine Silbermedaille für Möbel, mit deren Gestaltung Emile sich ebenfalls beschäftigte. Angeblich entwarf er seinen ersten Schrank nur, um einer seiner Vasen den entsprechenden Standort geben zu können.

Hauptsächlich aber widmete sich der Kunstgewerbler nun dem Glas. Seine Leuchten im Stil des „Art nouveau", des Jugendstils, gehören zu den teuersten Stücken, die aus jener kurzen Kunstepoche um die Jahrhundertwende erhalten geblieben sind: Für eine Tischlampe bezahlte unlängst ein Sammler bei einer Versteigerung in Lyon 262 500 Mark.

Schon damals blieb freilich der Erfolg nicht aus: Auch im Jahr 1900 gab es wieder den Grand Prix für Glas und eine Goldmedaille für Möbel. Und Emile Gallé erhielt den höchsten Rang, den die Ehrenlegion zu vergeben hat: Er wurde Commandeur.

So etwas wie ein Kommandeur war er auch in der Kunstwelt. Nancy, Gallé, das war nicht nur eine Schule, die einen Stil bildete und pflegte; der Keramik- und Glaskünstler bestimmte auf faszinierende Weise den Geschmack seiner Zeit. Wenn er seine Schöpfungen zeigte, war das mehr als eine Ausstellung – es war ein Ereignis, das entsprechend zelebriert wurde.

Aus der Rückschau betrachtet, war das Schicksal gnädig mit Gallé: Es ersparte ihm, den eigenen Ruhm zu überleben. Der Künstler starb schon 1904 in Nancy an Leukämie. Seine Witwe und die vier Töchter führten die Betriebe zwar noch einige Jahre fort, doch die kurze Blüte des Jugendstils war bald vorüber.

Nach dem Besuch der Weltausstellung von 1867 hatte ein Kritiker geschrieben: „Geben Sie mir einen Zeichner, der in der Anatomie der Blume so Bescheid weiß, wie der Maler die Anatomie des Menschen kennen muß, so wird dieser eine Revolution herbeiführen – und Emile ist dazu imstande." In der Tat bezog der begeisterte Botaniker Gallé aus seiner Kenntnis und Betrachtung der Natur die wesentlichen Anregungen für die Form und die malerische Ausschmückung seiner keramischen Arbeiten, und auf eine Weise revolutionierte er wirklich die Kunst. Wenngleich mancher Kritiker eine gewisse Häme nicht zu unterdrücken vermochte. Wie beispielsweise sein Zeitgenosse Victor de Luynes zur Weltausstellung 1878 notierte:

„Man muß gleichermaßen mit der Fayence von E. Gallé rechnen; seine Modelle sind im Geschmack der Schlösser des alten Deutschland gehalten; sie sind manchmal ein wenig brutal, aber einzigartig dekorativ, bizarr gewundene Formen, ungestüme Farben in einzigartigem Gegensatz. Macht nichts – all das hat durchaus Anziehungskraft, pikanten Geschmack, es ist wie das ätzende Parfüm der häßlichen Frau, die man liebt."

Nun, über Geschmack läßt sich streiten, und seit einigen Jahren ist zweifellos eine Renaissance des Jugendstils zu beobachten. So dürfte die Ausstellung im Keramik-Museum Mettlach/Saar (sie war bis Mitte Januar in Düsseldorf) wohl einiges Interesse finden. Sie ist bis zum 6. Juni zu besichtigen.

Visitor

Ihr Urlaub ist eine Studiosus Studienreise wert

Studiosus Studienreisen machen Sie mit fremden Landern und ihren Bewohnern, mit deren Gegenwart und Vergangenheit nicht einfach nur bekannt. Sie versuchen vielmehr, Ihnen Erfahrungen zu vermitteln, die Sie auch in die Hintergründe des Lebens anderer Völker und Staaten eindringen lassen. Sie versuchen also, Ihnen die anderen Welten durchsichtiger zu machen.

Die Welt mit neuen Augen sehen ist eine andere Art Urlaub zu machen. Diesem Ziel dient Studiosus in jener lebendigen Art des Reisens im Kreise Gleichgesinnter, die als Studiosus Reisestil bekannt geworden ist: jung, unkompliziert, weltoffen.

Reiseleiter und Mitreisende entsprechen diesem Stil im Lebensalter wie in der Mentalität.

In Europa gibt es viel zu entdecken

Klassisches Griechenland, 8 Tg.	**1360,–**
Kreta, Insel des Minos, 8 Tg.	**1395,–**
Goldenes Burgund, 8 Tg	**980,–**
Provence–Camargue, 12 Tg.	**1595,–**
Katalonien–Kastilien, 8 Tg.	**1445,–**
Spanien–Portugal, 15 Tg	**2815,–**
Norwegens Fjordwelt, 14 Tg	**2465,–**
Sizilien, 8/17 Tg.	ab **1695,–**
Florenz–Toskana, 9 Tg.	**795,–**
Große Türkeirundreise, 15 Tg.	**1935,–**

. . . und zu erwandern

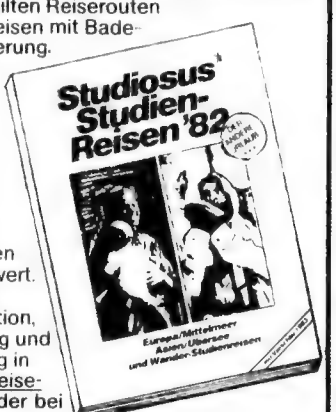
Wander-Studienreisen ohne Rucksack. Maximal 2–4 Stunden täglich

Dodekanes–Rhodos, 15 Tg.	**2145,–**
Insel Kreta, 15 Tg	**2185,–**
Anatolien–Südtürkei, 15 Tg.	**1975,–**
Südtoskana, 12 Tg.	**1695,–**
Südtirol, 8 Tg.	**895,–**
Irland, 15 Tg.	**2795,–**
Andalusien–Costa del Sol, 15 Tg.	**2575,–**
Burgund, 10 Tg.	**1285,–**

Ferne Länder rufen . . .

Ägypten, 9/15 Tg.	ab **2385,–**
Marokko–Hoher Atlas, 15 Tg.	**2295,–**
Tunesien, 8/15 Tg.	ab **1645,–**
Israel–Heiliges Land, 9/16 Tg.	ab **2145,–**
Syrien–Jordanien, 15 Tg.	**2675,–**
Mexiko–Yukatan, 16 Tg.	**5990,–**
Südindien–Ceylon, 19 Tg	**4990,–**
Klassisches Äthiopien, 11/17 Tg.	ab **4180,–**
Jemen–Sudan, 15 Tg.	**5490,–**
USA, Goldener Westen, 16/23 Tg.	ab **4990,–**

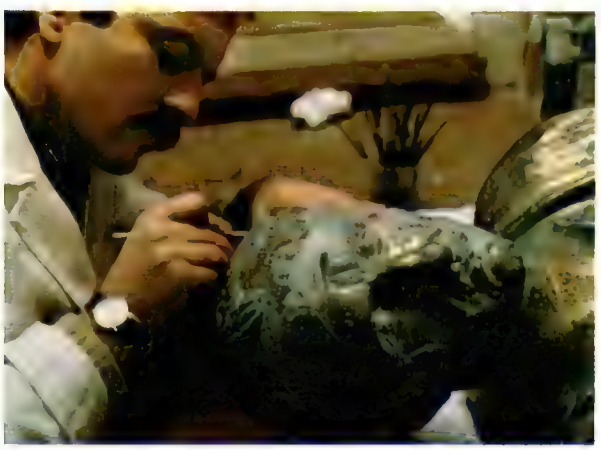
Alle Reisen incl. Halbpension, guten Hotels, vielen Terminen, guten Reiseleitern, ausgefeilten Reiserouten
Viele Reisen mit Badeverlängerung.



Diese Reisen sind Ihren Urlaub wert. Katalog, Information, Beratung und Buchung in guten Reisebüros oder bei

Studiosus Reisen München
Postf. 202204, 8 München 2, Tel. 089/523000

Das Team der Archäologen und Restauratoren des Institutes in Florenz. Der großen Überschwemmung von 1966 fiel auch das Topografische Museum Etruriens zum Opfer. Damals wurde das Restaurierungszentrum gegründet, um die Schäden zu beheben. Auf dem Boden ein Fragment des etruskischen Tempels von Talamone



Eine Statue, vielleicht ein Kaiser, gefunden bei Ancona, wird mit dem Skalpell entkrustet. Rechts setzt ein Restaurator die Bruchstücke eines geflügelten Genius vom Tempel in Talamone zusammen

Eine Klinik für antike Patienten

Im Florentiner Zentrum für Restaurierung, einem der modernsten Institute Europas, setzen kundige Frauen und Männer Meisterwerke der Vergangenheit für die Zukunft instand

Der Zahn der Zeit ist der Arbeitgeber des Restaurators. Ohne dessen Kunst wären viele große Werke der Vergangenheit längst zerfallen, bekäme der Kunstliebhaber großartige Funde aus unseren Tagen wie beispielsweise die Krieger von Riace (siehe PAN 8/81) niemals zu Gesicht; das Institut, das diese beiden antiken, vor wenigen Jahren aus dem Meer geborgenen Bronzefiguren restauriert hat, genießt nicht nur in Italien einen großartigen Ruf: das Restaurationszentrum in Florenz.

Schon lange gelten die Italiener als kaum zu übertreffende Meister in der Restaurierung, vor allem von Wandmalereien, im Abnehmen und Übertragen von Fresken. So wurden aus Pompeji 2000 Jahre alte Wandgemälde ins Museum geschafft und damit vor dem zerstörenden Einfluß der Witterung gerettet. Es gibt dafür zwei Methoden; bei beiden wird das Bild überklebt und dann entweder in einer dünnen Schicht vom Unterputz abgeschält oder aber in dickeren Platten abgehoben. Die abgenommenen Fresken klebt der Restaurator später wieder auf eine Tafel oder eine Wand.

In den meisten Fällen hat er es jedoch nicht mit solch spektakulären Unternehmungen zu tun. Die Florentiner beschäftigen sich hauptsächlich mit der Wiederherstellung von Fundstücken aus dem geschichtsträchtigen Boden der Toskana, dem einstigen Land der Etrusker; mit Grabbeigaben, Schmuckstücken, Vasen, Skulpturen; mit Stücken, die bei Ausgrabungen gefunden wurden, Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in der Erde geruht haben.

Und dabei stellen die Restauratoren nicht nur ein Kunstwerk wieder her. Die Erkenntnisse, die sie bei ihrer Arbeit gewinnen, vermitteln Einblick in Kultur, technischen und künstlerischen Stand einer Epoche, von der sonst wenig oder nichts überliefert ist.

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür ist das Erbe der Etrusker; jenes noch immer rätselhaften Volkes, das vor 3000 Jahren eine erstaunliche Kultur schuf, einem Dorf in der Mitte Italiens den Namen „rumu" gab, das dann eine Weltstadt namens Rom wurde; das eine gigantische Entwässerungsanlage, die cloaca maxima, baute und damit das Gelände am Tiber trockenlegte.

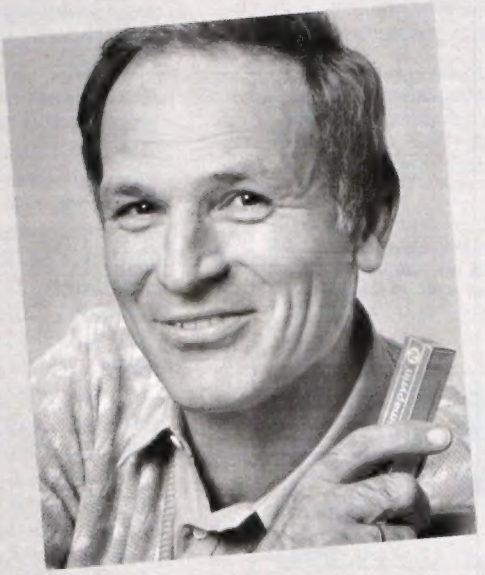
Bis heute weiß man nicht, woher die Etrusker kamen; was sie in Buchstaben hinterließen, zeugt von einer völlig fremden Sprache; in mühevoller Arbeit haben die Etruskologen bisher die Bedeutung von wenigen hundert Wörtern herausgebracht. Doch das genügt nicht, ein Bild von den Etruskern zu gewinnen. Das gelingt erst mit den sorgsam restaurierten archäologischen Funden.

Der moderne Restaurator sieht seine Aufgabe anders als sein Kollege im vorigen Jahrhundert. Dessen Ziel war es, alte Kunstgegenstände in ihren ursprünglichen Zustand zurückzuversetzen. Wo zum Beispiel Bruchstücke fehlten, wurden sie einfach nachgemacht, ersetzt. Das Ziel zumindest der Florentiner Fachleute ist es hingegen, den Urzustand sichtbar zu machen, soweit er noch erhalten ist, und im übrigen das kostbare Stück zu konservieren, das heißt vor weiterem Verfall zu schützen.

Das erwies sich bei den Bronzekriegern von Riace als das größte Problem, viel größer als die äußere Säuberung von den Meeresablagerungen. Denn in die Figuren waren im Laufe der Jahrhunderte Sand und Schlamm eingedrungen, hatten sich mit Salzen zu einer betonharten Mas-

Bitte umblättern

Er ist mit Thomapyrin N zufrieden. Warum?



Weil diese Kopfschmerztablette rasch wirkt und gut verträglich ist.

Thomapyrin N enthält nur 3 bewährte, sich bestens ergänzende Wirkstoffe und pro Tablette nur eine Wirkstoffmenge von insgesamt 0,5 Gramm. Man nennt das eine optimale Kombination: denn sie bietet einerseits die Gewähr für rasche, zuverlässige Schmerzbefreiung, andererseits – wegen der niedrigen Wirkstoffmenge – auch für gute Verträglichkeit.
So hilft Ihnen normalerweise eine Thomapyrin N-Tablette z. B. bei Kopfschmerzen, Zahnschmerzen, grippehafter Erkältung.
Selbstverständlich können Sie, wenn mal eine stärkere Wirkung nötig ist, 1½ oder 2 Tabletten nehmen. Das ist dann immer noch nicht mehr als 1 Gramm.
Sie wissen ja, je weniger Tabletten man braucht, umso besser ist es.

macht schmerzfrei und frisch.

Thomapyrin N- Thomae Biberach · Riss
Bei Kopf- und Zahnschmerzen, Monatsbeschwerden, Erkältung und Abgeschlagenheit. Nicht anwenden in den letzten 4 Wochen der Schwangerschaft, bei bestehender Überempfindlichkeit gegen Salicylate (Asthma) oder andere Prostaglandinsynthesehemmer, bei Störung der Blutgerinnung, bei schweren Leber- und Nierenfunktionsstörungen. Bei Magen- oder Darmgeschwüren und während der Schwangerschaft bitte den Arzt fragen. Wie bei allen salicylathaltigen Präparaten können auch nach Thomapyrin N geringfügige, im allgemeinen harmlose Magen-Darmblutungen auftreten. Schmerzmittel sollen in höheren Dosen oder über längere Zeit nicht ohne ärztlichen Rat eingenommen werden.

Fortsetzung von Seite 83

se verbunden; das Salz aber zerfraß auch von innen her das Metall.

Das Institut in Florenz ist modern eingerichtet. Ein Röntgenlabor, ein Fotolabor und ein Labor für chemisch-physikalische Untersuchungen liefern die Voraussetzungen für die Arbeiten, die in der Werkstatt und der Restaurierungsabteilung zu leisten sind. Es gibt auch Spektrofotometer sowie spezielle Mikroskope für die Untersuchung von Metallen.

Die Restauratoren selbst arbeiten wie Ärzte und Zahnärzte in einer Klinik für antike Patienten, wenigstens was ihr Werkzeug anbelangt: da findet man Skalpelle, Schaber, Bohrer aller Art, und sogar Ultraschall wird angewendet, um das eine oder andere kostbare Stück schonend von entstellenden Krusten zu befreien. Allerdings sind sie auch dazu ausgebildet, mit einem Sandstrahlgebläse umzugehen.

Die Restauratoren kommen aus verschiedenen Berufen, was damit zusammenhängt, daß es außer Kursen am Instituto Centrale del Restauro in Rom keine Ausbildungsstätte gibt; die knapp zwanzig Plätze jährlich sind stets ausgebucht. Doch sie genügen bei weitem nicht.

Aber auch die Warteliste der Patienten aus allen möglichen Gegenden ist sehr lang – für die nächsten zwanzig Jahre herrscht kein Mangel an Aufträgen: Vasen, Figuren, Grabmäler, Bronzen, antike Keramiken. So bezieht sich die einzige Klage, die Institutsleiter Dr. Roberto Del Francia in einem Gespräch mit der italienischen Zeitschrift „Epoca" äußerte, auf die Bürokratie: Den zwanzig Archäologen der Toskana stehen ganze zwei Autos zur Verfügung. Doch die Experten haben sich bereits damit abgefunden – die oberste Kulturverwaltung hat ihnen sowieso kein Benzingeld zugeteilt.

Lector

Restaurierung eines etruskischen Bronzeschildes aus dem 7. Jahrhundert vor Christus

In Stücke zerfallen war dieser Steindeckel eines 2500 Jahre alten Sarkophags

Jetzt im Museum: Die Schlacht der Sieben gegen Theben. Szene vom Tempel in Talamone

Röntgendiagnose: Sie dient dazu, den Zustand antiker Fundstücke genau festzustellen

Kreativferien in der Provence

Zweiwöchige Kunstkurse in Malen, Zeichnen, Druckgrafik, Kaltnadel- und Ätzradierung, Linolschnitt und Monotypie für Anfänger, Fortgeschrittene und freischaffende Künstler. Arbeiten vor Ort und im Atelier, in kleinen Gruppen unter Anleitung einer Künstlerin (Diplôme National des Beaux-Arts). Es wird französisch und deutsch gesprochen.

Unterbringung und Verpflegung (provenzalische Küche) im ruhig gelegenen schönen Landhaus (18. Jh., Nähe Grasse), mit großen Gartenanlagen und Schwimmbad.

Prospekt u. nähere Auskunft: Magdalena Mannarini Académie de Gravure, „Mas du Naoc", 06820 CABRIS, Telefon (00 33 93) 60 54 87

Ölgemälde nach Ihrem Farbfoto. **Die Geschenkidee!** Sehr kostengünstig! Porträts ab 200,- DM, Landschaften ab 150,- DM. Kostenlos Prospekt und Farbfotos anfordern. Einfach Anzeige auf Postkarte kleben! **GALERIE G. S., Abt. P, Postf. 2049, 7640 Kehl**

Wertvoller großer Farb-Katalog

»mein atelier«

Alles zum Malen per Post

bitte gegen Schutzgebühr von DM 1,60 in Briefmarken anfordern bei

GERSTÄCKER VERLAG KG
Versand von Mal+Zeichenbedarf
Postfach 349 · 5208 Eitorf · Abt. 02

lithografien, druckgrafiken, poster
galerie pueblo, kurtalstr. 21
6748 bad bergzabern, tel. 06343/3751

AUSSTELLUNGEN

Die Pferde von San Marco
Berlin, Martin-Gropius-Bau.
Vom 8. März bis 25. April 1982

René Magritte und der belgische Surrealismus
Hamburg, Kunsthaus und Kunstverein, Glockengießerwall. Arbeiten von Magritte, Paul Delvaux und anderen Künstlern.
Bis 28. März 1982

Franz Radziwill
Hannover, Kunstverein. Rund 500 Werke des deutschen Künstlers. Bis 12. April 1982

Pergamon
Bonn, Akademisches Kunstmuseum/Bonn-Center. Grabungen in der altgriechischen Stadt. Bis 30. April 1982

Edouard Chapallaz
Düsseldorf, Hetjens-Museum. Keramikarbeiten des Schweizer Künstlers. Bis 30. März 1982

Max Beckmann
Leverkusen, Bayer AG/Kulturabteilung.
Bis 28. März 1982

Ägypten vor den Pyramiden
Krefeld, Museum Burg Linn. Über 200 Exponate aus der Zeit von 5000 bis 3000 v. Chr.
Bis 11. April 1982

Christo – Projekte in der Stadt 1960–1980
Frankfurt, Städelsches Kunstinstitut. Werke des bulgarischen Verpackungskünstlers.
Bis 12. April 1982

Paul Cézanne – Aquarelle 1866–1906
Tübingen, Kunsthalle. 122 Werke des französischen Malers. Bis 21. März 1982

Rudolf Hoflehner
Stuttgart, Kunstverein. Das Werk des österreichischen Bildhauers wird zum erstenmal umfassend gezeigt. Bis 11. April 1982

Zwischen Steinzeit und Bibel
München, Prähistorische Sammlung. Funde aus dem Vorderen Orient. Bis 18. April 1982

Tomi Ungerer
München, Stadtmuseum. Rund 400 Arbeiten des Illustrators. Bis 9. Mai 1982

Egon Schiele
München, Villa Stuck. Bis 18. April 1982

Von Greco bis Goya
München, Haus der Kunst. Bis 25. April 1982

IM NÄCHSTEN HEFT

Albrecht Dürer, das Genie aus Nürnberg

Er lebte vor mehr als fünfhundert Jahren; doch was er als Kupferstecher und Holzschneider leistete, ist seitdem nicht mehr erreicht worden. PAN berichtet über den Maler Dürer

Weimar, Stadt der Dichter und Künstler

Kaiser Otto II. hielt 975 dort seinen Hoftag ab; weltbekannt aber wurde das Städtchen an der Ilm durch Goethe und Schiller und die Malerschule. PAN besuchte Thüringens „Perle"

Bernstein, Schatz der blauen Erde

Den Namen hat er seit dem 13. Jahrhundert. Die alten Römer schätzten ihn so hoch wie Edelsteine. Doch der Grieche Aristoteles wußte schon vor 2300 Jahren, was Bernstein wirklich ist

Guatemala: Indianische Passion

Sie sind Christen. Aber die alten Maya-Götter haben in ihrem Glauben auch noch Platz. PAN war in der Karwoche in Antigua – beim großen religiösen Fest der Indios von Guatemala

Wilhelm Busch, der unbekannte Maler

Max und Moritz, Die fromme Helene, Fips der Affe – sie haben ihn berühmt gemacht. Er selbst hielt seine etwa tausend Ölbilder für wichtiger. PAN zeigt Gemälde von Wilhelm Busch

PAN Nr. 4 erscheint am Freitag, dem 26. März

PAN erscheint jeden Monat im Verlag BURDA GmbH, 7600 Offenburg

VERLEGER UND HERAUSGEBER: DR. FRANZ BURDA

REDAKTION:

TEXT: Dr. Willy Grafschmidt (verantwortlich), Hans Jakob Kurz

BILD: Werner Wieber (verantwortlich), Gabriele Henkel, Edith Viertel

LAYOUT: Bernhard Pallagst

AUSLANDSKORRESPONDENTEN: London: Johannes Gewiess, 50, Fetter Lane, 3rd Floor, London E. C. 4y OJA. Tel. 01–3 53 35 68, 3 53 35 69, 3 53 67 09, FS: 267 402. New York: Fritz G. Blumenberg, Burda Publications, Rockefeller Center, Suite 1918, 1270 Avenue of the Americas, New York. N. Y. 10020, Tel. (2 12) 5 82 38 24, FS: RCA 236 618. Los Angeles: Frances Schoenberger, Burda Publications, 6430 Sunset Blvd. Suite 714, Hollywood, California 90 028, Tel. (2 13) 462–1238, FS: 194 374. Paris: Beate Becker, 123, Champs-Elysées, 75008 Paris, Tel. 720 39 46, 720 18 08; FS: 610 972. Rom: Corso Bojano, Via dell'Olmata 30, 00184 Rom, Tel. 46 02 00, FS: 00 4 361 503.
Für die Gesamtauslieferung in Österreich verantwortlich: Pressegroßvertrieb Salzburg, Ges. mbH & Co. KG, Niederalm 300, 5081 Anif, Tel. 0 62 46/37 21, FS: 06-27 59.
Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung.

Einzelpreis im Bundesgebiet 4,– DM inkl. 6,5% MWSt., Abonnementspreis Inland 3,50 DM inkl. MWSt
Auslandspreise: Belgien 80 bfr; Dänemark 14 dkr; Finnland 11 Fmk; Griechenland 130 Dr; Großbritannien 1,30 £; Kanarische Inseln 200 Ptas; Niederlande 4,75 hfl; Norwegen 15 nkr; Portugal 130 Esc; Schweden 12,50 skr. zuzüglich Auslandsporto.
Printed in West-Germany. Grenzüberschreitende Lieferungen sind nur mit Zustimmung des Verlags gestattet.
ANZEIGEN: Anzeigendirektor: Rudolf A. Bauer, Anzeigenverkaufsleiter: Helmut Baumann-Krantz, Verantwortlich für den Anzeigenteil: Herbert Scherer, Anzeigen-Preisliste Nr. 2, gültig ab 1. Januar 1982
VERTRIEBSLEITER: Jörg Schatz
OBJEKTLEITER: Rudolf A. Reiff
VERLAG UND DRUCK: Burda GmbH, Postfach 12 30, Tel. (07 81) 84 01, FS: 7 52 800 99, 7600 Offenburg

Fachinger. Das Lieblingswasser der Anspruchsvollen und Gesundheitsbewußten.

Wasser gibt es viele. Fachinger nur eines. Unübertroffen in Zusammensetzung, Reinheit und Wirkung. Wohltuend für Magen, Darm und Galle. Stoffwechselanregend, kohlensäurearm und belebend. Wohlschmeckend, verdauungsfördernd und bekömmlich. Ideal für die schlanke Linie, erfrischend und gesund. Zur Vorbeugung und in der Rekonvaleszenz. Denn nur Fachinger enthält 11 von 14 lebenswichtigen Spurenelementen. Fachinger. Rein natürlich. Zu Hause und in guten Restaurants.

STAATL. FACHINGEN

...denn Gesundheit ist unser höchstes Gut.

STAATL. FACHINGEN: Für Magen, Darm und Galle, gegen Mineralstoffmangel und Sodbrennen. Staatl. Mineralbrunnen, 6251 Fachingen/Lahn.